



COLUMBAN.

ZWISCHEN THEODELINDE, KÖNIG AGILULPH UND PRINZ ADALWALD.

Die

Apostel Deutschlands.

Eine Geschichte

der

Einführung und Verbreitung

der Religion Jesu Christi

in Deutschland,

aus glaubwürdigen

Lebensbeschreibungen der Heiligen

zusammengestellt.

Von

Christoph von Schmid,

(Verfasser der Ostereier.)

Zweites Bändchen.

Apostel der Deutschen, die aus Irland und Frankreich nach Deutschland gekommen sind.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg,

Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.

1845.

I.

Klodwig, ein deutscher Fürst,

der erste christliche König in Frankreich.

Unter allen Deutschen Völkern waren die Franken eines der mächtigsten, ausgezeichnet an Klugheit und Tapferkeit. Sie hatten ihre alten Wohnsitze in Deutschland weit über den Rhein ausgedehnt, und einen Theil von Frankreich, das damals noch Gallien hieß, erobert und in Besitz genommen; der größte Theil davon wurde aber noch von den Römern beherrscht. Nun erhob sich Klodwig, Herzog der Franken, ein Mann voll Verstand und hohen Muthes, schlug den Römischen Feldherrn Sinagrius, machte der Herrschaft der Römer in Gallien ein Ende, und gründete ein neues Königreich, das in der Folge das Reich der Franken oder Frankreich genannt wurde.

Klodwig und seine Franken waren zu jener Zeit noch Heiden; die meisten Einwohner Frankreichs aber Christen, und das Land war bereits in Bisthümer eingetheilt. Klodwig behandelte die Christen

1 *

mit Güte, und ehrte ihre Priester als würdige Männer. Vorzüglich hatte er gegen den heiligen Remigius, den Bischof von Rheims, eine große Hochachtung, und hatte unter Anderm ein kunstreiches Gefäß, das die Soldaten aus dessen Kirche entwendet hatten, ihm wieder zurückstellen lassen. Wie aber in der Folge Klodwig selbst zum Glauben an Christus bekehrt und wie dadurch den christlichen Glaubensboten der Weg nach Deutschland gebahnt worden, ist eine der merkwürdigsten Weltbegenheiten.

Gundebald, König der Burgundier, eines ursprünglich Deutschen Volkes, beherrschte das Königreich Burgund, das an Frankreich gränzte. Er hatte, sogleich nach dem Tode seines Bruders Chilperich, dessen Tochter Klotilde an seinen königlichen Hof bringen lassen. Die Einwohner von Burgund bekannten sich schon seit längern Zeiten her zu dem Glauben an Christus. Allein König Gundebald, der ganze Hof, und beinahe alles Volk waren in die Irrthümer des Arius verfallen, und hatten sich von der katholischen Kirche getrennt. Die Prinzessin Klotilde aber blieb, wiewohl sie unter lauter Irrgläubigen lebte, dem alten Glauben unerschütterlich getreu. Sie war von ausnehmender Schönheit, sehr hellem Verstande, herzlicher Frömmigkeit, und die lautere Unschuld, Güte, Sanftmuth und Bescheidenheit.

Klodwig, zu dem der Ruhm ihrer seltenen Gaben des Leibes und der Seele gelangt war, verlangte sie von ihrem Onkel, dem Könige von Burgund, zur Ehe. Gundebald wagte es nicht, sie dem mächtigen König der Franken zu versagen. Klotilde aber fand es bedenklich, ihre Hand einem Manne zu bieten, der noch dem Götzendienste ergeben war. Sie willigte jedoch in die Heirath, unter der Bedingung, daß sie ihrer Religion getreu bleiben, und ihren Gottesdienst, in einem eigenen Betsaale, ungestört ausüben dürfe. Einer ihrer vorzüglichsten Beweggründe war die Hoffnung, ihren künftigen Gemahl zu dem Glauben an den Einen wahren Gott zu bewegen. Dieß war auch von nun an die größte Angelegenheit ihres Herzens. Nachdem sie sein Zutrauen und seine Liebe vollkommen gewonnen hatte, machte sie ihm die eindringensten Vorstellungen. „Ach, sagte sie unter Anderm, die Götter, die du anbetest, sind nichts. Sie können weder sich selbst, noch Andern helfen. Denn sie sind nichts, als Holz, Stein oder Erz. Diejenigen, deren Namen sie tragen, waren blos Menschen, und mitunter die schlechtesten Menschen. O! mit wie viel größerem Grunde sollen wir den Schöpfer des ganzen Weltalls anbeten, Ihn, der uns die Sonne leuchten läßt, der den Himmel mit Sternen geschmückt, der alle Bäume, Kräuter und Thiere der Erde geschaffen,

und mit Seiner allmächtigen Hand den Menschen gebildet und ihm alle Geschöpfe unterworfen hat.“ Allein der König blieb unbewegt.

Klotilde wurde Mutter eines Sohnes. Der König, hoch erfreut über die Geburt eines Thronerbens, gab ihren angelegentlichen Bitten nach, das Kind taufen zu lassen. Klotilde machte zu der Taufe die prächtigsten Anstalten und ließ die Wände ihres Betsaals mit kostbaren Teppichen zieren, um wenigstens durch äußere Pracht die Augen des Königs zu rühren, und ihm die heilige Handlung ehrwürdiger zu machen. Das Kind erhielt in der Taufe nach dem Willen des Königs den Namen Ingomar. Damals war es der Gebrauch, daß die Neugetauften das weiße Gewand, womit man sie bekleidete, acht Tage lang trugen. Allein bevor Prinz Ingomar sein weißes Taufkleidchen ablegte, ward er krank und starb. Klodwig, darüber höchst bestürzt, machte der Königin die bittersten Vorwürfe. „Wenn das Kind, sprach er, meinen Göttern wäre gewidmet worden, so wäre es nicht gestorben; allein da es in dem Namen deines Gottes getauft wurde, so konnte es nicht leben.“ Klotilde sagte: „Ich danke meinem Gott, daß Er mich für würdig erachtete, die Mutter eines Sohnes zu seyn, den Er in Sein Reich, in das Himmelreich, aufgenommen hat.“

Klotilde ward die Mutter eines zweiten Soh-

nes. Sie war sehr bekümmert, daß sie den kleinen Prinzen solle ungetauft aufwachsen sehen. Endlich brachte sie es durch Bitten und Thränen dahin, daß der König nachgab, und auch diesen seinen zweiten Sohn, dem er den Namen Klodomar gab, taufen ließ. Allein auch dieser Prinz wurde bald nach der Taufe gefährlich krank. Das war für die Königin eine harte Prüfung. Der König sprach: „Das war gar nicht anders zu erwarten. Der Knabe wird ohne weiters sterben, wie sein Bruder, weil du ihn auf den Namen deines Christus hast taufen lassen." Klotilde war tief betrübt, und flehte mit heißer Inbrunst zu Gott, Er wolle das Kind gesund werden lassen. Sie wußte nur zu gut, wenn das Kind sterbe, so werde der Vater sich nie mehr bewegen lassen, ein Christ zu werden. Zur großen Freude der Ältern wurde aber der kleine Klodomar wieder gesund, und blühte als ein lieblicher, hoffnungsvoller Knabe herrlich heran. Allein der König zeigte sich noch immer nicht geneigt, seinen Götzen zu entsagen und den einzig wahren Gott anzuerkennen.

Nach einiger Zeit wurde Klodwig mit zwei andern, sehr tapfern Deutschen Völkern in Krieg verwickelt, mit den Allemannen, die einen Theil der Schweiz und des Schwarzwaldes bewohnten, und mit den Schwäven, die sich damals in dem jetzigen Schwaben aufhielten. Zu Zülpich, zwi-

schen Köln und Straßburg, kam es zur Schlacht. Die Allemannen und Schwäben fochten mit äusserster Wuth; ihr ungestümer Angriff brachte das Heer der Franken in Unordnung und sie fingen an zu weichen. Vergebens suchte Klodwig sie durch seinen Zuruf zum Stehen zu bringen; vergebens flehte er alle seine Götter um Hülfe an. Die Schlacht schien verloren. Der König selbst kam in Gefahr, getödtet oder gefangen zu werden. Da erhob er seine Augen zum Himmel und rief mit lauter Stimme und Thränen vergießend: „Dich, o Jesus Christus, den meine Klotilde den Sohn des lebendigen Gottes nennt, ruf' ich um Deine Hülfe an! Wenn Du mir den Sieg verleihest, so will ich an Dich glauben und mich taufen lassen. Ich habe meine Götter angerufen, aber erfahren, daß sie nichts vermögen. Nun flehe ich zu Dir um Deinen Beistand. Ich will Dir dienen; befreie Du mich jetzt von meinen Feinden!"

Da Klodwig von seinen treuesten und tapfersten Feldherrn und Hauptleuten umgeben so betete, wurden alle von neuem Muthe belebt. Die Schlacht nahm eine andere Wendung. Die Allemannen und Schwäben ergriffen die Flucht, und da sie ihren König im Kampfe todt zur Erde stürzen sahen, so streckten alle die Waffen, baten, ihnen das Leben zu schenken, und versprachen sich dem Sieger und seiner Oberherrschaft zu unter-

werfen. Diese große Schlacht haben die Franken im 15ten Jahre der Regierung Klodwigs, und im Jahre 496 nach Christi Geburt gewonnen.

Dem Könige Klodwig war es sehr ernst, seine Gelübde zu erfüllen. Als er auf seiner Rückkehr aus dem Kriege in die Stadt Toul kam, ließ er den Priester Vetastus, der dort lebte, und wegen seiner Weisheit und seiner Heiligkeit berühmt war, rufen, und nahm ihn mit sich, um von ihm sich im Glauben der Christen unterrichten und auf die Taufe vorbereiten zu lassen. Der König hatte auch, sogleich nach der Schlacht, Boten an die Königin abgeschickt mit der Nachricht von seinem Siege und seinem Vorhaben, ein Christ zu werden. Königin Klotilde ließ, voll unaussprechlicher Freude, unverzüglich dem heiligen Remigius, Bischofe zu Rheims, diese frohe Nachricht mittheilen, und ihm dann auch die bald darauf erfolgte Ankunft des Königs melden. Der heilige Bischof eilte sogleich zu dem Könige, wünschte ihm Glück, und vollendete den Unterricht, den der Priester Vetastus begonnen hatte. Der sanfte Sinn Jesu und die christliche Feindesliebe wollte aber Anfangs dem Könige nicht recht einleuchten. Als Remigius ihm die Leidensgeschichte vortrug, wie die Juden Jesum gekreuzigt haben, rief er: „O daß ich mit meinen Franken dort gewesen wäre! Ich wollte es Ihnen vergolten haben.“

Nachdem Remigius seinen Unterricht beschlossen hatte, sprach der König: „Alles, was du, heiliger Vater, mir gesagt hast, hat mein Gemüth wunderbar ergriffen. Ich bin entschlossen, ein Christ zu werden. Allein es steht mir noch ein großes Hinderniß im Wege. Meine Franken werden ihre Götter nicht verlassen wollen, sondern vielmehr von mir abtrünnig werden. Indeß will ich sie um mich versammeln, und Alles, was du mir gesagt hast, ihnen vortragen." Der König ließ eine Versammlung ansagen; er fürchtete, die Großen des Reiches und seine tapferen Krieger würden sehr gegen ihn aufgebracht werden. Allein ehe der König seine Anrede geendet hatte, riefen alle einstimmig: „König! Wir entsagen unsern eiteln Göttern, und sind entschlossen, an den allmächtigen Gott zu glauben, den Remigius verkündet." Der große Sieg, den Gott ihnen verliehen hatte, da sie die Schlacht schon verloren gaben, hatte ihre Herzen bewegt, an Ihn zu glauben.

Die Nachricht, der König habe sich zum Glauben der Christen bekehrt, und werde sich zu Rheims taufen lassen, verbreitete sich sogleich durch das ganze Land. Alle christliche Einwohner in allen Städten und Dörfern jubelten und frohlockten, daß ihr König und Herr, dessen Macht sie bisher blos geehrt und gefürchtet hatten, nun Gott den

Allmächtigen, den einzig wahren Gott erkenne, und gleich ihnen ein Christ werden wolle. Mehrere Bischöfe eilten mit ihren Geistlichen nach Rheims, bezeigten dem Könige ihre Freude, und halfen dem heiligen Remigius und dem Priester Vetastus, die noch unwissenden Krieger im Glauben zu unterrichten. Es war sonst gebräuchlich, die neubekehrten Erwachsenen während des Osterfestes zu taufen; allein die Bischöfe waren alle einstimmig der Meinung, die Taufe des Königs nicht so lange zu verschieben, sondern sie schon auf das nahe Weihnachtsfest vorzunehmen. Als Das bekannt wurde, strömte aus allen, auch den entferntesten Gegenden Frankreichs eine solche unermeßliche Menge von Menschen nach Rheims, daß sie in der Stadt gar nicht mehr Platz fanden.

Zu der bevorstehenden Taufe des Königs und der übrigen Franken wurden große Vorbereitungen gemacht. Alle Häuser der Straßen, von dem königlichen Pallaste an bis zur Domkirche waren mit Teppichen bekleidet. Der Zug von dem Pallaste zur Kirche war auf das schönste angeordnet. Einer der Geistlichen ging mit dem Kreuze voran; andere trugen die Kirchenbücher, besonders das mit Gold und Edelsteinen gezierte Evangeliumbuch; alle sangen die Lytaney. Nach ihnen kamen die Bischöfe. Der Bischof Remigius führte den König an der Hand; die Königin, die zwei Schwestern des Königs,

und viele vornehme Franken folgten. Als der König an die geöffneten Pforten des Domes kam, ward er von der nie gesehenen Pracht, womit dieser herrliche Tempel ausgeziert war, sehr überrascht. Der Glanz von unzähligen brennenden Kerzen strahlte ihm entgegen; liebliche Wohlgerüche erfüllten die Luft, und ein tausendstimmiger Chorgesang erhob sich. Der König fragte den Bischof Remigius: „Ist hier das Himmelreich, das du mir verheißen hast?" „Nein, sprach Remigius, aber wir betreten hier den Weg, auf dem wir dazu gelangen." Der König wurde getauft.

Nun ereignete sich aber, wie die Legende erzählt, ein besonderer Umstand, der zu schön und lieblich ist, als daß er mit Stillschweigen könnte übergangen werden. Das geweihte Oel, womit die Neugetauften gesalbt wurden, war vergessen worden. Bei dem dichten Gedränge der zahlreichen Volksschaaren war es nicht möglich, das Fläschchen mit dem Salböl so schnell, als es nöthig war, zu holen. Aber sieh, da erschien eine schneeweiße Taube, und wie einst die Taube Noe's den Oelzweig, brachte sie das Oelfläschchen. Es ist dieses ein lehrreiches Sinnbild, daß die Könige die Einweihung zu ihrem hohen Berufe von dem Himmel erhalten müssen.

Das Fläschchen des geweihten Oeles, womit Klodwig gesalbt worden, wurde zu Rheims aufbe-

wahrt, und man hat sich dessen bei der Salbung aller Könige von Frankreich, die auch immer zu Rheims gesalbt wurden, bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts bedient. Auch bestand in Frankreich ein eigener Ritterorden („la sainte Ampoulle“ genannt); die Ordensritter trugen an einem schwarzen Bande ein goldenes Kreuz, an dem unten eine Taube mit einem Fläschchen hing.

Nachdem der König getauft und gesalbt war, taufte Remigius die Schwester des Königs, die Prinzessin Alboflied. Lantilde, ihre Schwester, war schon früher eine Christin und getauft worden; allein sie hatte sich zu den Irrthümern der Arianer verleiten lassen, kehrte aber nunmehr zur Kirche zurück, legte das Glaubensbekenntniß ab, und der Bischof Remigius hat sie, unter Auflegung der Hände mit dem Chrisam gesalbt, das heißt, gefirmt. Während des Weihnachtfestes ließen sich bei dreitausend der tapferen Franken taufen.

Als die Tage dieser Feierlichkeit vorüber waren, schenkte Klodwig dem Bischofe Remigius mit königlicher Großmuth mehrere Landgüter, die in verschiedenen Gegenden Frankreichs gelegen waren. Remigius aber, der auch den Schein vermeiden wollte, als lasse er sich für seine Bemühungen, die Heiden zu bekehren, bezahlen, vertheilte diese Güter an andere Kirchen, die einer Unterstützung bedurften, besonders aber stiftete er zu Laon, wo er

erzogen worden, ein Bisthum, und ernannte Genobald, einen sehr edlen Mann, der in den geistlichen und weltlichen Wissenschaften wohl bewandert war, zum Bischofe. König Klodwig aber ließ in Frankreich mehrere christliche Kirchen bauen, vermehrte die Einkünfte anderer, und machte eine königliche Verordnung bekannt, in der er alle seine Unterthanen einlud, den christlichen Glauben anzunehmen. Klodwig war zu jener Zeit der einzige katholische König, und der Pabst nannte ihn deßhalb den allerchristlichsten König, ein Titel, den die Könige von Frankreich noch bis auf die spätesten Zeiten beibehalten haben. Der Namen Klodwig wurde in der Folge nach französischer Aussprache in Ludwig verändert, ein Namen, den gar viele Könige Frankreichs führten. Den heiligen Remigius aber nannte man den Apostel der Franken, also auch der Deutschen.

Die Prinzessin Alboslied starb nicht lange, nachdem sie getauft worden. Der König ward über den Verlust der geliebten Schwester tief betrübt. Da schrieb der heilige Remigius ihm einen Trostbrief, und tröstete ihn, vorzüglich mit dem frommen Glauben, daß die Hingeschiedene, welche die in der Taufe empfangene Gnade getreu bewahrte, nun in dem Himmel die Krone der Jungfrauen erlangt habe.

Der heilige Avitus, Bischof zu Vienne, dem

es nicht möglich gewesen, bei der Taufe des Königs zu erscheinen, wünschte ihm schriftlich Glück und bezeigte ihm seine Freude, daß der König zum Glauben an den lebendigen Gott gekommen sey, und an eben dem Tage, da Christus geboren wurde, durch die heilige Taufe zum ewigen Leben wieder geboren worden. Er betheuerte, daß er täglich bete, der gütige Gott wolle durch die Mitwirkung eines so mächtigen Königs entfernte Völker, die noch in den Finsternissen des Heidenthums lebten, zu Seiner Erkenntniß herbeiführen. Zum Schlusse ermahnte er den König, er wolle fromme Männer an diese Völker abordnen, ihnen den Glauben an Christus zu predigen. Avitus meinte hier vorzüglich die Deutschen, die auf dem rechten Ufer des Rheines wohnten. So wurde den Verkündern des Evangeliums auch aus Frankreich der Weg nach Deutschland eröffnet.

II.

Der heilige Fridolin.

1. Fridolin kommt aus Irland nach Frankreich.

Irland wurde von dem heiligen Patrizius zum Glauben an Christus bekehrt. Patrizius, im Jahre 372 in Schottland geboren, wurde in einem Alter von sechzehn Jahren, seinen frommen, christlichen Ältern geraubt und nach Irland verkauft. Er mußte, in diesem damals noch heidnischen Lande, viele Jahre lang als Sklave die Heerden hüten. Dieses sein stilles, einsames Leben auf den Bergen und in den Wäldern Irlands weihte er ganz Gott, dem Gebete und der Betrachtung. Und wie Gott einst den David von der Schafheerde zum Könige berief, so berief Er den Hirten Patriz zum Bischofe. Durch Gottes Hülfe wurde er wieder aus der Sklaverei befreit. Als der Sohn eines angesehenen Römers und einer Schwester des heiligen Martins, Bischofs zu Tours, fand er hinreichende Gelegenheit, daß sein innigstes Verlangen, die Lehre Jesu noch näher kennen zu lernen, um sich der Verkündigung des Evangeliums zu widmen, erfüllt wurde. Gott erleuchtete ihn

und verlieh ihm große Geistesgaben. Da er in Irland die Abgötterei des unwissenden Volkes so lange Zeit hindurch mit Schmerzen hatte ansehen müssen, so begab er sich wieder dahin, den gutmüthigen Einwohnern Jesum Christum zu predigen. Er durchwanderte die ganze Insel, und der ausgestreute Samen des göttlichen Wortes fand überall willige Herzen. Er wurde zum Bischofe geweiht, wählte zu seinem bischöflichen Sitze Armagh, eine Stadt in Nord-Irland, und noch jetzt wird er als der Apostel Irlands verehrt.

Fridolin war in Irland geboren. Seine Aeltern waren von Adel, sehr reich, und was noch mehr ist, sehr christlich gesinnt. Sie ließen ihn in allen nöthigen Wissenschaften, vorzüglich aber in der Religion unterrichten. Von Jugend auf hatte er seine größte Freude an der heiligen Schrift. Der Sinn und das Verlangen des edlen Jünglings war lediglich darauf gerichtet, nach der Weise der Apostel Alles zu verlassen, arm umher zu reisen, und den Menschen die Lehre Jesu zu verkündigen. Er widmete sich ganz diesem hohen Berufe, vertheilte nach dem Tode seiner Aeltern sein großes Vermögen unter die Armen, und predigte an vielen Orten. Seine Predigten fanden überall großen Beifall; er wurde deßhalb, noch mehr aber wegen seines reinen, heiligen Lebens-

wandels, allgemein bewundert und mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Allein diese Hochverehrung war nicht nach dem Sinne des demüthigen Mannes; er fand sie vielmehr gefährlich, indem sie ihn zum Stolze, der Wurzel alles Uebels, verleiten könnte. Er entschloß sich, um dem eiteln Ruhme zu entfliehen, und um den noch heidnischen Völkern das Evangelium zu predigen, sein Vaterland zu verlassen und sich über das Meer auf das feste Land zu begeben, indem dort die Menschen theils noch im Heidenthum lebten, theils zwar Christen, allein in die Irrlehren des Arius verfallen waren.

Als Fridolin in Frankreich ans Land gestiegen war, zog er, gleich den Aposteln — lehrend, ermahnend, tröstend, warnend überall umher. Er kam endlich nach Poitiers, wo schon mehr als hundert Jahre vor seiner Ankunft Hilarius als Bischof gelebt hatte. Er wollte das Grab des Heiligen besuchen. Allein das Kloster und die Kirche desselben waren von den Gothen, einem ursprünglich altdeutschen Volke, das dem Arius anhing, zerstört worden; die Gebeine des heiligen Hilarius lagen unter dem ungeheuren Schutte tief begraben. Niemand wußte mehr die Stätte zu zeigen, wo sie ruhten. Fridolin war darüber sehr traurig, denn er hatte gegen den heiligen Hilarius eine große Ehrfurcht.

Warum Fridolin gerade diesen Heiligen so hoch verehrte, müssen wir ausführlicher hören.

2. Fridolin, ein großer Verehrer des heiligen Hilarius.

Während der Herrschaft der heidnischen Römer über das alte Gallien, späterhin Frankreich genannt, bekehrte sich ein großer Theil der Bewohner zum christlichen Glauben. Die Christen wurden aber von den Heiden auf das grausamste verfolgt. Allein seit der Zeit des ersten christlichen Kaisers zu Rom, Constantin des Großen, hörten diese Verfolgungen auf; er nahm die Christen in seinen mächtigen Schutz und erwies ihnen viele und große Wohlthaten. Nun trat aber der Irrlehrer Arius auf; er läugnete keineswegs die göttliche Sendung, hingegen die Gottheit Jesu Christi. Die Irrthümer des Arius fanden viele Anhänger; sogar Constantius, ein Sohn Constantins des Großen, gab diesen falschen Lehren Beifall. Die Christen, die der alten Lehre der Kirche getreu blieben, wurden nunmehr von den Anhängern des Arius verfolgt.

Hilarius, über die Leiden der rechtgläubigen Christen tief betrübt, schrieb an den Kaiser Constantius einen Brief, oder vielmehr ein Buch, in dem er das Irrige in der Lehre des Arius mit unwidersprechlichen Gründen nachwies, und den Kaiser

bat, die Rechtgläubigen nicht zu verfolgen, sondern der Kirche, der gemeinschaftlichen Mutter der Gläubigen, wieder den Frieden zu verschaffen. Die Folge dieses Briefes war, daß Constantius, von den Arianern aufgehetzt, den Bischof Hilarius bis nach Phrygien, einer Provinz in Klein-Asien verbannte. Hilarius freute sich, daß er würdig erfunden worden, um Jesu Christi willen Verfolgung zu leiden. Er benützte die Ruhe, die er, von allen Berufsgeschäften frei, hier genoß, um seine Abhandlung über die Dreieinigkeit zu verfassen. Er stellte darin die wahre Lehre der Kirche von der Gottheit Jesu unwiderlegbar dar, wie das Athanasius, der Patriarch zu Alexandria, im Morgenlande gethan hatte. Hilarius wurde deßhalb als der Athanasius des Abendlandes gepriesen. Der heilige Augustinus nannte ihn einen erleuchteten Kirchenlehrer. Der heilige Hieronimus verglich ihn einem hohen Zedernbaume, der den Stürmen trotzt, und auch den Menschen dagegen Schutz gewährt, und von Gott in die Kirche gepflanzt worden. Auch verglich Hieronimus dessen hinreißende Beredsamkeit dem in vieler Hinsicht merkwürdigsten Flusse in Frankreich, der Rhone.

Hilarius machte in seinem Buche ganz vorzüglich darauf aufmerksam, wie unsicher und unzuverlässig die Lehren der Arianer und aller Sekten seyen, nicht nur weil eine und dieselbe Sekte

in verschiedene Meinungen getheilt sey, sondern weil jede dieser Abtheilungen ihren Lehrbegriff von Zeit zu Zeit selbst wieder abändere, derselbe also keinen Bestand habe und die Wahrheit, die etwas Bleibendes ist, nicht enthalten könne.

Nachdem Hilarius drei Jahre in Phrygien zugebracht hatte, starb der Kaiser Constantius, und dem Bischofe wurde nun gestattet, wieder in sein Bisthum zurück zu kehren. Die Christen hatten unter des Constantius Nachfolger von den Verfolgungen der Arianer nichts mehr zu fürchten. Mit welcher Freude Hilarius in seinem Bisthume zu Poitiers aufgenommen wurde, läßt sich nicht beschreiben.

Wie der heilige Hilarius gesinnt war, und wie er über die spitzfindigen Streitigkeiten solcher Gelehrten dachte, durch die der Friede der Kirche und das innige, rechte Leben nach dem Sinne Jesu gestört wird, erhellet sehr schön aus einer Stelle seiner Auslegungen über das Evangelium des heiligen Mathäus. „Der Heiland,“ sagt er, „versichert uns, Niemand könne in das Himmelreich eingehen, wofern er nicht einem Kinde ähnlich werde. Wer zu der, diesem Alter eigenen kindlichen Einfalt zurückkehren will, muß alle unordentliche Neigungen seines Herzens mit der Wurzel ausreißen. Was sehen wir nun an einem Kinde? Es ist dem Willen seines Vaters

gehorsam; es liebt seine Mutter. Es kennt weder Stolz, noch Haß, noch Geiz. Es hört und glaubt gelehrig die Wahrheiten, die man es lehrt. Glückselig der Mensch, dessen Herz so beschaffen ist! Er wandelt auf dem Wege, der zum Himmel führt. Laßt uns also zur kindlichen Einfalt zurückkehren, die uns allein dem göttlichen Erlöser, dem Sohne Gottes, der selbst ein Kind geworden ist, ähnlich machen kann."

Da der heilige Hilarius, theils mit so lieblichen Worten, theils mit den tiefsten Beweisgründen seine Gesinnungen aussprach, und Fridolin mit ihm gleich gesinnt war, so sehen wir in den Schriften des heiligen Hilarius, wie in einem hellen Spiegel, auch die Gesinnungen des frommen, weisen Fridolin.

Da aber in Gallien, in Burgund, so wie in der Lombardei, noch viele Menschen der Lehre des Arius anhingen, so ist es sehr begreiflich, warum Fridolin sich eine große Herzensangelegenheit daraus machte, das Andenken des heiligen Hilarius wieder zu erneuern, und die Ehrfurcht gegen einen so großen Kirchenlehrer in dem Herzen der Menschen aufs Neue zu beleben. Er sann deßhalb Tag und Nacht darauf, wie er die Gebeine dieses Heiligen auffinden, und dessen Kirche und Kloster wieder herstellen könnte. Da erschien ihm, wie er selbst versicherte, der heilige Hilarius im Traume,

und bezeichnete die Stelle, wo seine Gebeine begraben lagen. Fridolin begab sich zu dem damaligen Bischofe von Poitiers und erzählte ihm diese Erscheinung. Der Bischof, der ihn mit der größten Freundlichkeit aufnahm, begleitete ihn zu dem Könige Klodwig, und der König war gegen ihn eben so gnädig. Da Klodwig eine große Verehrung gegen den heiligen Bischof Martin zu Tours hatte, der ein Schüler des heiligen Hilarius war, so machte Fridolins Bericht dem Könige große Freude. Er gab sogleich Befehle, Kirche und Kloster wieder herzustellen. Die Gebeine des heiligen Hilarius wurden gefunden und in der neuerbauten Kirche beigesetzt, und Fridolin wurde zum Abte des neuen Klosters ernannt. Obwohl er nun hier seinen Wohnsitz hatte, so reiste er dennoch von hier aus im Lande weit umher, und lehrte das Volk. Die Kirchen, die von den Gothen, diesen wüthenden Anhängern des Arius zerstört worden, ließ er, von dem Könige unterstützt, neu bauen, und widmete alle dem heiligen Hilarius.

Jedes Kind weiß zwar, daß nur Gott, dem Allerhöchsten, Kirchen erbaut werden, daß aber beinahe einer jeden Kirche der Name eines Heiligen beigelegt werde, damit die Menschen an seinem Beispiele lernen mögen, wie sie Gott dienen sollen. So machte es auch Fridolin, und er gab den von ihm erbauten Kirchen die Benennung

„zum heiligen Hilarius,“ um diesen großen Kirchenlehrer und Vertheidiger der Gottheit Jesu den Arianern entgegen zu setzen.

3. Fridolin kommt nach Deutschland.

Nun erschien der heilige Hilarius dem Fridolin abermal im Traume, und ermahnte ihn, er solle sich nach Deutschland begeben, und dort den noch in den Finsternissen des Heidenthums und in dem Schatten des Todes wohnenden Völkern das Evangelium predigen. Fridolin berichtete diese Erscheinung dem Bischofe und dem Könige Klodwig, und machte mit ihrer Bewilligung sich sogleich auf den Weg. Auf dieser apostolischen Reise kam er an die Mosel, an den Rhein, in die Thäler der Vogesischen Gebirge, in das Elsaß, in den obern Schwarzwald und in die Schweiz. An manchem Orte erbaute er eine Kirche nebst einem Kloster, namentlich zu Mainz, zu Straßburg, und zu Chur in Graubündten. Auch diese Kirchen widmete er dem heiligen Hilarius. Fridolins Wirksamkeit erstreckte sich weit herein nach Schwaben, wie noch viele dem heiligen Hilarius geweihte Kirchen bezeugen, als zum Beispiele in der Gegend von Breisach, zu Bollschweil und Ebnat; in der Pfarrei Dauchingen, unweit Rottweil, und zu Fürstenberg bei Villingen. In der Folge wurden auch

dem Andenken des frommen Abtes Fridolin Kirchen und Kapellen gewidmet, zum Beispiele in Reiselfingen der Pfarrei Löffingen bei Villingenstadt; zu Küchelbach der Pfarrei Burendorf bei Waldshut, und zu Stetten und Zell im Wiesenthal. Sein Name wird noch jetzt, besonders in einem Theile der Schweiz und des Schwarzwaldes hoch geehrt, und der Kanton Klarus wählte ihn zum Schutzheiligen und führt sein Bildniß als einen Pilger in schwarzem Gewande auf grünem Rasen wandernd im Wappen.

Das Kloster, das von Fridolin zu Seckingen, einer Insel des Rheines gegründet worden, ist das Berühmteste aus allen von ihm gestifteten Klöstern. Er kam, indem er umher reiste und einen bequemen Ort zu einer Kirche und einem Kloster suchte, zuerst als Fremdling ganz allein dahin, um die Insel, von der ihm gesagt worden, daß sich dort noch die Ruinen ansehnlicher altrömischer Gebäude befanden, in Augenschein zu nehmen. Die Bewohner der umliegenden Gegend, die ihr Vieh hieher auf die Weide zu treiben pflegten, hielten ihn für einen Viehdieb oder Spionen, schlugen ihn unbarmherzig, gestatteten ihm durchaus nicht, sich hier oder in der Gegend aufzuhalten, sondern verjagten ihn; nur noch mit genauer Noth kam er mit dem Leben davon. Fridolin flehte den König Klodwig um Schutz an. Der König schenkte

ihm die Insel, ließ sogleich bekannt machen, daß er jeden, der ihm ein Leid zufügen würde, mit dem Tode bestrafen werde; ja er hätte auch Diejenigen, die den heiligen Mann so grausam mißhandelt hatten, zur Todesstrafe verurtheilt, wenn Fridolin nicht gebeten hätte, sie zu verschonen.

Fridolin kam nun mit einigen seiner Jünger und mehreren Arbeitsleuten, den Bau zu unternehmen. Die Insel war eine lautere Wildniß, mit Gesträuchen, Dornbüschen und alternden Waldbäumen bedeckt. Er fing an, die Gesträuche und Dornhecken auszureuten, Bäume zu fällen und ihre Wurzeln auszugraben, und den Schutt von den noch übrigen Mauern und umherliegenden Quatersteinen der alten Römerwerke wegzuschaffen, um davon den vorhabenden neuen Bau herzustellen. Er selbst half dabei mit großer Anstrengung aller seiner Kräfte.

Er wünschte einstweilen, bis die Wohnung für ihn und seine Gefährten zu Stande kam, in der Gegend ein Unterkommen zu finden. Er dachte einen vermöglichen und angesehenen Mann, Namens Wocher oder Wacker, der bereits ein Christ war, zu bitten, ihn auf eine Zeit in sein sehr geräumiges Haus aufzunehmen. Das Weib, das eben allein daheim war, fuhr den heiligen Mann mit rauhen Worten an. „Was fällt dir ein!“ schrie sie; „wir haben mit unsern Leuten kaum selbst ge-

nug Platz und bei der gegenwärtigen Theuerung kaum Lebensmittel genug. Und du bringst überdies gar noch mehrere Gesellen mit. Kein Mensch weiß, wo ihr herkommt oder was ihr im Sinne habt. Geht weiter, wir können dergleichen Leute nicht beherbergen." Wocher, der Mann, kam dazu, verwies dem Weibe dieses unfreundliche Betragen, bezeugte dem frommen Fridolin, als einem Manne Gottes, seine Ehrerbietung, und bewirthete und beherbergte ihn und dessen Gefährten auf das freundlichste. Auch die Hausfrau ward, als sie Fridolin näher kennen lernte, mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllt, bereute ihren Fehler, und machte sich eine Angelegenheit daraus, den heiligen Manne und seine Gefährten aufs sorgfältigste zu bedienen.

Es wurde nun, unter Fridolins Leitung, an dem Klosterbaue fleißig gearbeitet. Allein der mächtige Rheinstrom, dessen Wellen ihre Richtung gegen die Insel genommen hatten, drohte ihr sehr verderblich zu werden, und eine Strecke des fruchtbarsten Bodens davon wegzureißen. Fridolin ließ einige Tannenbäume fällen, sie mit den zwei jungen Zugstieren, die er sich zu seinem kleinen Ackerbaue angeschafft hatte, herbeiführen, und sie an dem Ufer der Insel so befestigen, daß sie mit ihren rauhen Gipfeln und vielen Aesten weit in das Wasser hinein reichten. Sie wiesen die andringenden Wellen ab, und die Strömung des Flusses nahm ihre Richtung ge-

gen das andere Ufer. Der veränderte Lauf des Stromes erschien den Leuten, die noch keine solche Anrichtung gesehen hatten, als ein Wunder oder doch als ein sicherer Beweis seiner höhern Einsicht. Sie hatten von nun an mehr Ehrerbietung gegen den heiligen Mann, und bei Allem, was er vornahm, störten sie ihn nicht mehr im Geringsten.

Der Bau der Kirche und des Klosters kam zu Stande. Fridolin hob dem menschenfreundlichen Wocher ein Töchterlein aus der Taufe, und unterrichtete in der Folge, als ein Kinderfreund nach dem Beispiele Jesu, es von Kindheit an in der Religion und allem Guten. Der erfreute Vater trat dem Kloster einen großen Theil seiner Güter ab. Zwei Brüder, Ursus und Landolf, reiche Edelleute, die keine Kinder hatten, schenkten ihm alle ihre Besitzungen. Fridolin konnte nun mehrere Geistliche in sein Kloster aufnehmen; der Gottesdienst wurde in der Kirche sehr feierlich gehalten, und Fridolins Predigten gereichten vielen Menschen zur Bekehrung und Erbauung.

Als Fridolin bereits sehr alt war, machte er wenige Reisen mehr, und zog sich beinahe ganz in sein Kloster zurück. Die kleinen Baumstämmchen, die er in dem Klostergarten gepflanzt hatte, waren indeß große Bäume geworden, und trugen reichliche Früchte.

Einst schlichen ein Paar kleine Knaben sich in den Garten und kletterten auf einen Baum, um einige von den schönen Aepfeln zu holen, deren Anblick sie herbei gelockt hatte. Da sahen sie auf einmal einen Klostergeistlichen kommen, und zu ihrem noch größeren Schrecken, war es der Abt Fridolin selbst. Sie wollten eilig wieder herabklettern und entlaufen. Der liebevolle Greis aber rief ihnen freundlich zu, nicht so zu eilen, damit sie keinen Schaden nähmen, half ihnen vollends herab und sagte: „Seyd nur froh, daß kein Anderer gekommen ist, der euch die Strafe, die ihr wohl verdientet, gewiß nicht erlassen hätte!“ Er belehrte sie, wie sündlich und schändlich es sey, zu stehlen und sprach: „Wenn ihr künftig Obst wollet, so kommt und bittet darum, und ihr werdet allzeit davon erhalten.“ Von nun an kamen öfter mehrere Kinder in den Garten und baten um Obst. Der gutherzige alte Mann theilte ihnen reichlich davon aus; einigen größern Knaben, die gern das Vergnügen gehabt hätten, das Obst selbst zu brechen, gab er dazu Erlaubniß, und half ihnen wohl gar auf den Baum zu steigen. Diese Gelegenheiten benützte der fromme Abt, den erfreuten Kindern eines oder das andere Wort zu sagen, das ihnen für ihr ganzes Leben unvergeßlich blieb.

Fridolin errichtete auf seiner Insel auch ein Kloster für Jungfrauen die den Gefahren der Welt

entfliehen, und bei Gebet und Arbeit sich ganz Gott widmen wollten. Die Tochter Wachers, die Fridolin aus der Taufe gehoben und so zu sagen erzogen hatte, war zu einer überaus frommen, wohl unterrichteten und sittsamen Jungfrau heran geblüht, die ihren Sinn ganz auf Gott und göttliche Dinge gerichtet hatte, und nichts von den Lustbarkeiten der Welt wissen wollte. Fridolin erwählte sie daher zur ersten Vorsteherin dieses Frauenklosters, das sehr in Aufnahme kam, und in Folge der Zeit hoch berühmt wurde. Sogar die Schwester des deutschen Kaisers Karl des Dritten, Bertha und dessen Wittwe Richardis begaben sich in dieses Kloster.

Dem Stifte Seckingen hat auch die Stadt, gleichen Namens, ihr Entstehen zu danken. Die Äbtissin wurde im vierzehnten Jahrhunderte von Kaiser Albert von Österreich zur Fürstin des deutschen Reiches erhoben, und blieb es, bis endlich in unserm Jahrhunderte das deutsche Reich aufgelöst worden.

4. Fridolins Wunder.

Viele große Wunder werden von Fridolin erzählt. Eines der lieblichsten und lehrreichsten dürfte folgendes seyn. Als Fridolin einst, von dem Bischofe zu Poitiers begleitet, an den königlichen Hof

Klodwigs kam, gab der König ihm zu Ehren große Tafel, und ließ die Vornehmsten des Reiches dazu einladen. Einige darunter glaubten noch nicht an Christus. Was Fridolin von dem Abfalle der Menschen von Gott, und ihrer Zerrüttung durch die Sünde, sowie von ihrer Zurückführung zu Gott und der Wiederherstellung durch den vom Himmel gesendeten Erretter aus ihrem traurigen Zustande vorbrachte, wollte ihnen nicht einleuchten. Sie lächelten, als Fridolin von den Wundern Jesu und Seiner Apostel redete. Am Ende der Mahlzeit ließ der König eine kostbare Trinkschale von Chrystallglas bringen, ließ sie mit Wein füllen und trank dem ehrwürdigen Abte zu. Allein der König ließ, indem er ihm die Schale überreichen wollte, aus Versehen sie fallen und sie zerbrach in vier Stücke. Der König erschrak; ein Diener eilte herbei, hob die Scherben auf, legte sie auf den Tisch, und suchte sie wieder zusammen zu fügen. Die ungläubigen Herrn meinten, wenn der vorgebliche Apostel dieses Glas wieder herstellen könnte, so müßte man seinen Worten Glauben beimessen. Fridolin blickte zum Himmel auf, neigte sich betend über das zertrümmerte Chrystallglas, und es ward wieder ganz, und man sah daran nicht mehr das Geringste von einem Sprung.

Diese Begebenheit sollte dazu dienen, uns die wichtige Wahrheit anschaulich darzustellen: „Die

Seele des Menschen wurde von Gott hell und rein geschaffen, wie Chrystall. Allein durch den Sündenfall wurde nicht nur der Verstand des Menschen getrübt, sein Herz verlor nicht nur seine Reinheit; seine Seele gleicht einem zerbrochenen zu seiner Bestimmung untauglich gewordenen Gefäße. Wer könnte ein zerbrochenes Gefäß blos mit den Scherben wieder herstellen? Es muß da noch etwas anderes zu Hülfe genommen werden. So ist es mit der menschlichen Natur in ihrem Verfalle. Nur durch eine höhere Macht von Oben, nur durch den vom Himmel gekommenen Erlöser und Wiederbringer aller Dinge kann sie wieder hergestellt werden."

Noch eine ganz außerordentliche Begebenheit erzählt man von Fridolin. Die zwei adeligen Brüder Ursus und Landolph hatten nicht weit von dem Stifte Seckingen ansehnliche Landgüter. Da erschien nun eines Tages Landolph vor dem Richter zu Rankweil, und brachte gegen Fridolin die Klage an: „Mein verstorbener Bruder Ursus soll seinen Antheil unsers väterlichen Erbes in seinem Testamente dem Fremdlinge Fridolin vermacht haben. Dieses Testament erkenne ich aber nicht an; es ist falsch und unterschoben; ich fordere lebende Zeugen seines letzten Willens." Der Richter ließ Fridolin entbieten, an einem bestimmten Tage vor Gericht zu erscheinen und sich zu verantworten. Als der Richter und seine Amtsgehülfen, so wie Landolph

und seine Rechtsfreunde versammelt waren, trat Fridolin herein — den Ursus, der sehr bleich und abgezehrt aussah, an der Hand führend. Alle waren stumm und starr vor Erstaunen; alle erkannten ihn, er sey wirklich Ursus. Ursus bezeugte, er habe, im Einverständnisse mit seinem Bruder Landolph dem Fridolin den Antheil der Landgüter wirklich geschenkt. Landolph konnte es nicht läugnen; ja erschüttert und voll Beschämung und Reue erklärte er, auch seinen Antheil an den Gütern schenke er dem Stifte. So war die Sache entschieden. Ursus trat mit Fridolin ab und ward nicht mehr gesehen. Keiner der Anwesenden hatte sich getraut, ihnen zu folgen. In dem ganzen Lande verbreitete sich die Sage, Fridolin habe den Ursus aus seinem, viele Meilen weit entfernten Grabe erweckt, vor Gericht für ihn zu zeugen, und habe ihn dann wieder in das Grab zurückgeführt.

Einige Lebensbeschreiber Fridolins erzählen diese Begebenheit ganz so, wie hier; andere übergehen sie mit Stillschweigen; noch andere, zum Beispiel der berühmte ehrwürdige alte Geschichtschreiber Tschudi, halten die Sage gar nicht für glaubwürdig. Allein es ist doch auch nicht glaublich, daß die ganze Erzählung erdichtet und gar nichts Wahres an der Sache seyn sollte. Die Stimme eines Geschichtsforschers, welcher, wie kaum zu zweifeln, die Wahrheit gefunden hat, verdient darüber gehört zu wer-

ben. Er sagt: „Die gerichtliche Verhandlung hat sich wirklich so zugetragen, wie sie erzählt wird; nur einen Umstand hat derjenige, der die allgemeine Sage zuerst aufschrieb, und dem andere nachschrieben, zu untersuchen außer Acht gelassen. Ursus hatte allerdings seine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, sich aus dem Lande entfernt, nichts mehr von sich hören lassen und ward allgemein für todt gehalten. Allein er hatte sich blos in die verborgene Zelle einer abgelegenen Wildniß zurückgezogen, um da ganz allein Gott und sich selbst zu leben. Der Ort war Niemanden, als Fridolin bekannt. Nicht wegen zeitlicher Güter, sondern um als Verkündiger göttlicher Wahrheiten nicht als Lügner zu erscheinen, forderte Fridolin den Ursus auf, für ihn zu zeugen." So kann Niemand an der Begebenheit etwas Unglaubliches finden; wir sehen vielmehr, daß der Kern mancher Sage, geprüft und von der Hülse, die ihn umhüllte, befreit, sich gar wohl mit der Wahrheit vertrage. Fridolin bleibt mit Recht ein hochverehrter Namen!

Fridolin erreichte ein sehr hohes Alter. Reich an Jahren und Verdiensten sah er im Glauben und Vertrauen auf Gott, wie einst Simeon, seinem Tode freudig entgegen. Er starb den 6. März 514, und wurde in der Klosterkirche zu Sekingen begraben. Die katholische Kirche feiert noch bis auf unsere Zeiten an diesem Tage sein Andenken.

III.

Der heilige Kolumban.

1. Kolumban als Knabe und Jüngling.

Kolumban war auf der Insel Irland geboren, zu jener glücklichen Zeit, da in diesem seinem Vaterlande das Evangelium bereits verkündet worden und alle Herzen mit Freuden erfüllte. Irland wurde damals wegen der vielen frommen und gelehrten Männer, die dort lebten, eine Insel der Heiligen und eine Wohnstätte göttlicher Wissenschaft genannt.

Schon vor Kolumbans Geburt hatte seine Mutter einen merkwürdigen Traum. Es träumte ihr, sie trage eine helle Sonne unter dem Herzen, die mit ihren herrlichen Strahlen die Erde weit umher erleuchtete. Ehrwürdige Männer deuteten den Traum dahin, sie werde die Mutter eines Sohnes werden, der dazu bestimmt sey, als ein mächtiger Lehrer mit den Strahlen des Evangeliums viele Menschen zu erleuchten und sie zum Heile zu führen.

Die fromme Mutter erzog daher ihren Sohn mit verdoppelter Sorgfalt. Nicht einmal solchen Menschen, von deren guten Lebenswandel sie über-

zeugt war, wollte sie ihn in seinem zarten Alter anvertrauen; sie behielt ihn stets unter ihren mütterlichen Augen, um ihn vor dem Bösen rein zu bewahren, bis er mit der Gnade Christi, ohne die wir nichts Gutes können, sich dem Guten aus freier Wahl des Herzens widmen möge. Sobald er die Kinderjahre zurück gelegt hatte, ließ sie ihn in jenen Kenntnissen unterrichten, die auch jetzt noch in lateinischen Schulen gelehrt werden. Er faßte bei seinem großen Verstande alle Lehrgegenstände sehr leicht und gewann sie so lieb, daß er sein Knabenalter und seine Jünglingsjahre mit großem Ernste in ihrer Erlernung hinbrachte.

Kolumban ward recht das Bild eines edlen Jünglings. Er war so ausnehmend schön von Gestalt, so lieblich und blühend von Angesicht, so tugendhaft, so wohlgesittet und liebenswürdig in seinem Betragen, daß er alle Herzen an sich riß. Einige leichtfertige Töchter der Stadt, die sich auf ihre schöne, aber vergängliche Gestalt sehr vieles einbildeten, wetteiferten, ihn in ihre Netze zu ziehen, die schon so manchem Jünglinge verderblich geworden. Eine bejahrte, sehr ehrwürdige Frau, die sich ganz Gott geweiht hatte, in dem Rufe der Heiligkeit stand, und eine abgelegene Zelle bewohnte, warnte ihn. „Wie magst du doch, edler Jüngling," sprach sie, „weiblichen Schmeichelreden dein Ohr leihen? Meinst du denn, daß du die-

ses sicher und ohne Gefahr thun könnest? Weißt du nicht, daß Adam, von der Eva beredet, gefallen sey? Bedenke, daß Samson der stärkste, David der frömmste, und Salomo der weiseste durch Weiberliebe betrogen wurden." Sie ermahnte ihn, da er von Gott so hoch begabt sey, sich zu weisen und heiligen Männern zu begeben, wo er seine hohen Gaben ausbilden könne, um dereinst sich ganz dem Dienste des Herrn zu widmen, und den Menschen das Evangelium zu verkündigen. „Sieh," sagte sie, „es sind nun fünfzehn Jahre verflossen, seit ich mich von meiner Heimath entfernte und einsam diesen fremden Ort bewohne; und ich habe auch mit der Hülfe des Herrn seit der Zeit, da ich die Hand an den Pflug legte, nicht mehr zurückgesehen. O daß mich die Gebrechlichkeit meines Geschlechtes nicht hinderte — ich wäre bereit, über das Meer hinzusegeln und mich in die entferntesten Länder zu begeben, um dort den unwissenden Menschen Jesum Christum zu predigen. Und du, in der Kraft und dem Feuer der Jugend, wolltest unthätig und deiner unwürdig, nur dem Vergnügen leben, und ohne etwas Großes zu unternehmen, an den väterlichen Boden angefesselt bleiben? — O fliehe, rief sie begeistert, fliehe Jüngling, entrinne dem Verderben, in das du so viele stürzen sahest! Verlaß den Weg, der in den Abgrund führt!"

Diese Worte machten einen unbeschreiblich gro-

ßen, ja unauslöschlichen Eindruck auf das Herz des edlen Jünglings. Er dankte der heiligen Frau tief gerührt und fest entschlossen, ihrem Rathe zu folgen.

Seine Mutter bat ihn mit weinenden Augen in seiner Vaterstadt und dem mütterlichen Hause zu bleiben und wollte ihn fast mit Gewalt zurückhalten. Er aber sprach: „Weißt du nicht, was der Herr spricht: Wer Vater oder Mutter lieber hat als Mich, ist Meiner nicht werth. Darum, lebe wohl, liebste Mutter! und sey getrost, obgleich wir uns in diesem Leben vielleicht nicht mehr sehen werden. Wo mich mein Weg auch immer hinführen mag — so denke, es sey der Weg des Heils, den ich wandle. Lebe wohl — im Himmel sehen wir uns wieder."

Damals lebte zu Cluain-Inys in Irland ein sehr ehrwürdiger Mann, Namens Sinellus, der wegen seiner Frömmigkeit und seiner gründlichen Kenntniß der heiligen Schrift in großem Ansehen stand. Zu diesem begab sich Kolumban zuerst, um zu seinem künftigen Berufe als ein Verkünder des Evangeliums die nothwendigen Vorkenntnisse zu erlangen und einen festen Grund zu legen. Sinellus bemerkte den scharfen, durchdringenden Verstand des Jünglings und nahm ihn mit Freuden auf. Er durchging mit ihm die ganze heilige Schrift, und führte mit ihm vertrauliche und lehrreiche Gespräche darüber, indem er ihm Fragen über das Gelesene

vorlegte, und auch die Fragen seines neuen Schülers über schwere Stellen mit großer Einsicht und Bereitwilligkeit beantwortete. So sammelte sich Kolumban einen großen Schatz von Weisheit aus den heiligen Schriften in sein Herz; ja schon damals in seinen Jünglingsjahren schrieb er in lateinischer Sprache eine Auslegung der Psalmen, auch mehrere sehr gut verfaßte geistliche Gesänge, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, und aus denen man ersieht, daß er auch in den Schriften der alten Griechen und Römer und den schönen Wissenschaften wohl bewandert war.

2. Kolumban und der Abt Kongall.

Nachdem Kolumban sich die Kenntnisse seines Lehrers zu eigen gemacht hatte, reiste er nach Benchor zu dem heiligen Kongall, auch Konogallus genannt. Dieser heilige Mann voll Ernstes und voll Milde, reich an jeder Tugend, an Weisheit und Frömmigkeit, hatte mehrere Jünger um sich gesammelt, in deren Mitte er als ein wahrer Vater lebte, sie zu einem gottseligen Leben anleitete, ihnen aber selbst in allem Guten vorleuchtete.

Damals gab es noch keine hohen Schulen, und keine Seminarien oder Bildungsanstalten für künftige Geistliche. Dieses alles leisteten die Klöster. Sie waren die Schulen der christlichen Fröm-

migkeit, Weisheit und Tugend. Vor allen anderen zeichnete sich damals das Kloster zu Benchor aus.

Kolumban bat den heiligen Kongall, ihn in sein Kloster aufzunehmen. Denn Kolumban wollte Das, was er andern zu lehren dachte, zuerst selbst ausüben. Er wollte nicht blos mit Worten, sondern noch viel kräftiger durch sein Beispiel unterrichten. Kongall nahm ihn liebreich in sein Kloster auf, und Kolumban, dem es von ganzem Herzen Ernst war, das sanfte Joch Jesu auf seine Schultern zu nehmen und ein wahrer Nachfolger Jesu zu werden, widmete sich nun einzig dem Gebete und der Betrachtung, fastete viel, und unterzog sich jeder frommen Uebung, um Jesu, unserm göttlichen Vorbilde, ähnlich zu werden.

Nach dem Verlauf mehrerer Jahre regte sich in seinem Herzen ein brennendes Verlangen, den noch rohen heidnischen Völkern auf dem festen Lande das Evangelium Jesu Christi zu verkünden. Immer lagen ihm die Worte im Sinne, die Gott zu Abraham gesprochen: „Zieh aus aus deinem Vaterlande — und geh hin in ein Land, das Ich dir zeigen werde.“ Er fühlte etwas von jener heiligen Flamme, von der Jesus Christus gesagt hat: „Ich bin gekommen, ein Feuer auf Erden anzuzünden.“ Kolumban offenbarte dieses sein Verlangen dem ehrwürdigen Vater Kongall. Dieser ward Anfangs

darüber bestürzt. Es betrübte ihn, einen so erleuchteten, frommen treuen Jünger Jesu zu verlieren und den Trost seines Umgangs zu entbehren. Indeß überlegte er die Sache vor Gott, und faßte endlich den Entschluß, seine freundschaftliche Verbindung mit Kolumban dem Heile der Menschen zum Opfer zu bringen. Er berief Kolumban zu sich, und sagte, so schwer es ihm auch ankam: „So zieh denn hin im Frieden." Zugleich versprach er, daß er ihm mehrere Gehülfen, die er im Glauben treu und bewährt gefunden, mitgeben wolle. Hierauf versammelte Kongall alle Jünger, ermahnte sie gemeinschaftlich zu beten, um von Gottes Barmherzigkeit zu der bevorstehenden Reise Hülfe und Beistand zu erflehen, wählte von denen, die sich dazu bereitwillig zeigten, zwölf Jünger zu Kolumbans Reisegefährten aus, empfahl alle der Gnade Gottes und Jesu Christi, segnete sie und entließ sie. Und so zog Kolumban im dreißigsten Jahre seines Alters mit seinen zwölf Gefährten fort.

Sie begaben sich an das Ufer des Meeres, um da zu warten, bis ihnen der gütige Gott eine Gelegenheit verschaffe, ihre Reise weiter fort zu setzen. Aber sieh! sogleich bei ihrer Ankunft erblickten sie ein Schiff, das eben absegeln wollte, und sich bereitwillig zeigte, sie aufzunehmen. Das war allen ein erfreuliches Zeichen, daß Gott ihre Reise segnen

werde. Sie stiegen ein und kamen mit günstigem Winde und bei ruhigem Meere sehr schnell und glücklich nach England, und nachdem sie sich hier ein wenig erquickt hatten, segelten sie weiter nach Frankreich, um sich, wenn anders das göttliche Wort dort ein gutes Erdreich fände, daselbst eine Zeit aufzuhalten, oder, wenn sie dort kein Gehör finden sollten, die Worte des Heils den benachbarten Völkern zu verkünden.

3. Kolumban Abt zu Anagrai.

In Frankreich war das Evangelium schon lange vor der Ankunft des heiligen Kolumban gepredigt worden. Allein der erste Eifer, mit dem die Menschen es angenommen hatten, war erkaltet, und die guten Sitten waren in Verfall gerathen, woran freilich auch die schweren Kriege Schuld waren, mit denen dieses Land heimgesucht worden. Die Bewohner bekannten zwar den Glauben noch mit Worten, verläugneten ihn aber durch die That. Wahre Besserung, ohne die kein Heil, und Selbstverläugnung, ohne die keine Besserung möglich ist, war bei Wenigen zu finden. Kolumban fing nun an, an allen Orten und Enden, wo er nur immer hinkam, aufs Neue das alte Evangelium von dem Himmelreiche zu predigen. Jedermann hatte große Freude daran, denn er lehrte nicht nur mit hold-

seligen Worten, sondern noch vielmehr durch sein Beispiel. Sein ganzer Wandel war ein lebendiges Evangelium. Kolumban war gegen alle Menschen so freundlich, so liebevoll, daß er in jedem Hause, wo er einkehrte, alle Herzen gewann und sie zur Andacht entflammte.

Der Ruf seiner Heiligkeit kam bis an den Hof des Königs Guntram von Burgund. Der König, auch ein Deutscher Fürst, berief ihn zu sich und fand an seiner heiligen Lehre, seiner hohen Weisheit, seinem ganzen Betragen großes Wohlgefallen. Er hätte ihn gerne immer um sich oder in seiner Nähe gehabt. „Bleib bei mir und bei den Meinen," sprach er, „und verlasse mein Königreich nie mehr. Ich verspreche dir Alles zu geben, was nur immer dein Herz begehrt."

Kolumban antwortete: „Lieber König, wir haben alles das Unsrige — Vaterland und Güter — verlassen, um nach dem Gebote des Evangeliums, Christo nachzufolgen; wie könnten wir nun fremde Güter annehmen, und so dem Herrn wieder abtrünnig werden? Unser Herz verlangt nicht nach irdischen Reichthümern; wir wollen einzig dem Ausspruche des Herrn nachkommen: „Wer mein Jünger werden will, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach."

Kolumban hatte im Sinne, in diesem Lande, so wie der Abt Kongall zu Benchor, ein Kloster

zu errichten. Er dachte, sich mit seinen Gefährten in eine unbewohnte Gegend zurück zu ziehen, wie einst Johannes in die Wüste, bei dem sich aber dennoch eine Menge Volkes eingefunden hat, seine Bußpredigten zu vernehmen. Ja, wie Jesus Christus mit seinen Jüngern sich zwar eine bestimmte Stadt zu Seinem Aufenthalte wählte, allein von da aus in allen Städten und Flecken umher zog, und auch Seine Jünger dahin aussendete, so wollte er es auch machen, um nach dem Beispiele Jesu durch Wort und That das Evangelium von dem Reiche Gottes zu verkünden.

„Nun denn," sprach der König, „wenn du auf diese Art dem Herrn nachfolgen und in Allem in die Fußstapfen Jesu Christi eintreten willst, so begib dich in eine Gegend unsers Landes, in welche du nur willst; nur verlaß unsern Boden nicht und zieh nicht in ein anderes Land; so kannst du zugleich dein und unser Heil befördern."

Kolumban nahm das Anerbieten des Königs mit Dank an, und da ihm die Wahl frei stand, so begab er sich mit den Seinigen in die Gebirge des Elsasses, die man die Vogesischen Gebirge nennt. Hier fanden sie die Ruinen eines zerstörten Schlosses, das vor Alters Anagrates hieß und späterhin Anagrai genannt wurde. Sie bauten sich in den alten Mauern an. Die Gegend umher war öde, wüst und leer; man erblickte fast nichts als

dicke Wälder und ungeheure Felsen. Sie brachten einen geringen Vorrath von Lebensmitteln dahin, und hofften in der Folge dem rauhen Boden durch die Arbeit ihrer Hände den nothwendigen Lebensunterhalt abzugewinnen. Kolumban wollte Niemand zur Last fallen, und sich mit so Wenigem als möglich begnügen. Denn er gedachte der Worte der heiligen Schrift, daß der Mensch nicht allein vom Brode lebe und daß diejenigen, die mit dem Worte des Lebens gesättiget werden, eine edlere Nahrung haben, und ihnen denn auch das tägliche Brod nicht fehlen werde.

Hier führten Sie nun einen wahrhaft apostolischen Wandel, lebten wie die ersten Jünger des Herrn in brüderlicher Eintracht und hatten Alles mit einander gemein. Sie waren von Herzen demüthig. Wie eitle irdisch-gesinnte Menschen sich an Ehre und Ansehen über andere zu erschwingen trachten, so wetteiferten sie, einander an Demuth zu übertreffen. Sie gedachten stets der Worte Jesu: „Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden;" und des Ausspruches des Herrn bei Isaias: „Auf wen soll Ich herabblicken, als auf den Demüthigen, der eines gebeugten Geistes ist, und in stiller Ehrfurcht auf mein Wort horcht." Sie waren so freundlich und liebreich gegen einander, daß sie nur Ein Herz und Eine Seele waren. Eine wunderbare Bescheidenheit und Nüchternheit, Sanft-

heit und Milde leuchtete aus ihrem ganzen Betragen hervor. Zank und Streit waren als Verbrechen aus ihrer Mitte verbannt; sie wachten mit äußerster Sorgfalt, daß ja nie ein Fünklein von Haß und Neid unter ihnen aufglimme. Keiner, der sich von anderen beleidigt glaubte, gab in seinem Herzen der Empfindlichkeit Platz; noch viel weniger getraute er sich, ihnen ein hartes Wort zu sagen. Wer sie sah, glaubte Engel in Menschengestalt zu erblicken. Ja, ihre Liebe, ihre Geduld, ihre Sanftmuth war so groß, daß Niemand zweifeln konnte, der sanftmüthige Jesus wohne unter ihnen.

4. Kolumbans und seiner Jünger Hungersnoth.

Kolumban und seine Jünger kamen in dieser Wildniß manchmal in eine sehr große Noth, aber jedesmal hat ihnen Gott auch wieder treulich geholfen. Einsmals hatten sie gar nichts mehr zu essen, als Waldkräuter und Baumrinden. Dazu war noch einer der Brüder sehr krank, und sie konnten ihm keine angemessene Erquickung reichen. Sie nahmen ihre Zuflucht zum Gebet — und sieh da! — am dritten Tage hörten sie draußen einen Hufschlag; ein fremder Mann mit zwei schwer bepackten Pferden erschien an der Thüre. Der Mann erzählte, er habe plötzlich einen mächtigen Antrieb empfun-

den, den frommen Männern in der Wüste, die um Jesu Christi willen so große Armuth litten, mit einigen Nahrungsmitteln zu Hülfe zu kommen. Er lud Brod, Gemüse und andere Lebensmittel ab, und Kolumban lobte Gott, der Seinen Dienern auch in der Wüste einen Tisch zu decken weiß.

Der fremde Mann bat nun noch, Kolumban und seine Jünger möchten doch für sein krankes Weib beten, die bereits ein Jahr an dem Fieber darnieder liege, und wenig Hoffnung mehr habe, wieder aufzukommen. Kolumban, der mit dem wohlthätigen Manne großes Mitleid hatte, und ihm diesen Trost nicht versagen wollte, versammelte sogleich alle seine Jünger und flehte mit ihnen einmüthig und mit großer Inbrunst, der barmherzige Gott wolle sich über die bemitleidenswerthe Kranke erbarmen, und sie wieder gesund werden lassen. Hierauf gab er dem Manne noch seinen Segen — und als dieser nach Hause kam, sieh! da war sein Weib auf, saß am Tische, und eilte, sobald sie ihn kommen hörte, ihm freudig entgegen. Er fragte, wann das Fieber sie verlassen habe — und vernahm mit freudigem Erstaunen, daß es eben die Stunde war, in der Kolumban für sie gebetet hatte.

Diese augenscheinliche Gebetserhörung und ähnliche Begebenheiten machten weit umher großes Aufsehen. Es kam beständig eine Menge Volkes

zu Kolumban in die Wüste; die Leute suchten aber nicht nur Hülfe in leiblichen Krankheiten und Gebrechen, es war ihnen noch vielmehr darum zu thun, von den Gebrechen der Seele geheilt zu werden, und das Wort des Lebens aus seinem Munde zu vernehmen. Sie hörten ihn mit großer Andacht zu, und trachteten mit Ernst Buße zu thun und sich wahrhaft zu bessern. Viele Edle im Lande vertrauten ihre Söhne seinem Unterricht; ja viele edle Jünglinge wurden so für das Ewige begeistert, daß sie sich entschlossen, alle Vergnügungen, Ehren und Reichthümer der Welt mit Füßen zu treten und sich ganz dem Dienste des Herrn zu weihen.

5. Kolumban errichtet das Kloster Lüxevil, nebst Fontaine.

Das alte Schloß, oder vielmehr Kloster Anagrai, das Kolumban mit den Seinigen bewohnte, und das enge Felsenthal umher, hatte nicht mehr Raum genug, so viele Menschen zu fassen. Kolumban reiste in der Wildniß umher, um noch einen bequemern Ort zu einem Kloster aufzusuchen. Da kam er an einen Ort, wo reichliche Gesundquellen ganz heiß aus der Erde hervorsprudelten. Weitläufige Gebäude fanden sich dabei, die noch aus den Zeiten der Römer herrührten, ehemals

sehr prachtvoll gewesen, nun mehr aber größten Theils zerfallen und mit Moos und Gesträuch bedeckt waren. Mehrere steinerne Bildsäulen, denen ehemals das noch heidnische Volk göttliche Verehrung erwiesen hatte, waren hier aufgestellt. Sonst war die ganze Gegend öde und verlassen, und nur wilde Thiere, Auerochsen, Wölfe und Bären kamen hieher. In diesem Gebäude ließ nun Kolumban für sich und die Seinigen Wohnungen bereiten und eine kleine Kapelle herstellen. So entstand das Kloster Luxevil. Da sich in der Folge immer mehrere Jünger um ihn sammelten, fand er nöthig, noch einen dritten bequemen und sehr wasserreichen Ort, Fontaine genannt, zu ihrem Aufenthalte einzurichten. Diese drei Klöster, Anagrai, Luxevil und Fontaine, wurden durch seine Bemühungen ächte Schulen der Weisheit und Frömmigkeit. Er gab ihnen die drei bewährtesten seiner Brüder zu Vorstehern; er selbst aber reiste wechselweise von einem Kloster zum andern, machte sehr schöne Anordnungen und gab der ganzen Klostergemeinde ausführliche Anleitung, wie alle nach der Lehre und dem Sinne Jesu Christi leben sollen. Man hat noch sechzehn Reden von ihm, die von tiefer Kenntniß des Lebens im Geiste und von zarter Frömmigkeit zeigen.

Mit besonderem Nachdrucke stellte er in diesen Reden die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge dar,

um den Sinn der Menschen auf die ewigen, unvergänglichen Güter zu richten. „O vergängliches Leben! ruft er einmal aus, wie viele Menschen hast du nicht getäuscht, geblendet, irre geführt! Wenn ich deine eilige Flüchtigkeit betrachte, erscheinst du mir als ein eitles Nichts. Dein Daseyn hat eben so wenig Wirklichkeit, wie ein Schatten. Wer sein Glück auf dich gründen will, der kennt dich nicht. Diejenigen, die dich kennen, verachten deine eiteln Vergnügungen, denn kaum daß du erscheinest, so schwindest du wieder dahin, wie ein Traumbild. Womit anders kann ich dich vergleichen, als mit dem flüchtigen Dahineilen eines Wanderers, mit dem Fluge eines Vogels, mit einer bestandlosen Wolke, mit einem verfliegenden Dunste."

6. Kolumban abwechselnd auf Reisen und in der Einsamkeit.

Kolumban verkündigte weit umher im Lande, unter vielen Gefahren von wilden Thieren, und noch grausameren Menschen, das Evangelium.

Da er einst, das heilige Evangelium unter dem Arme und seinen Stab in der Hand, so durch waldige Gebirge dahin wandelte, und noch gar nicht weit gegangen war, erblickte er einen todten Hirsch und einen Bären dabei, der ihm das Blut aussog und an dem Fette legte. Kolumban verscheuchte

das Raubthier, das ihm brummend gehorchte, und befahl dann den Brüdern, dem Hirsche die Haut abzuziehen, indem man sie zur Fußbekleidung gebrauchen könne. Sie thaten, wie ihnen Kolumban befohlen hatte, und wunderten sich nicht wenig, daß ihm ein so grimmiges Thier gehorcht und ihm den Raub überlassen habe.

Ein anderes Mal kamen, in einem dicken, finstern Walde des Gebirges mehrere Wölfe auf ihn zu, die ihn anzufallen und zu erwürgen drohten. Er flehte von ganzem Herzen: „Gott stehe Du mir bei; Herr, eile mir zu helfen!" ging den Wölfen muthig und standhaft entgegen, und sieh! sie thaten ihm kein Leid, wichen zurück und zerstreuten sich in den Wald.

Als er einst weit hin gegen die Gränzen des Landes gekommen war, hörte er auf einmal das wilde Geschrei mehrerer Allemannen und Schweven, die vielfältig in diesen Gegenden herumschweiften und von Raub und Mord lebten. Kolumban betete und sagte bei sich selbst: „Ach, es wäre ja doch besser, von wilden Thieren zerrissen zu werden, wobei keiner meiner Mitmenschen gesündigt hätte, als durch die Hände der Menschen umzukommen." Doch die furchtbaren heidnischen Männer erstaunten über die hohe Gestalt des ehrwürdigen Mannes und zogen weiter, ohne ihm ein Leid zu thun.

Da er nun immer mit Menschen umgeben war

und jede Stunde zu lehren, zu trösten, zu helfen hatte, sehnte sich sein Herz, zuweilen eine Zeit ganz allein für sich im Umgange mit Gott zuzubringen. Als er eines Tages durch waldige Thäler tiefer in die schauerlichste Gegend des Gebirges hinein ging, erblickte er in einem überhangenden Felsen eine Höhle, zu der man nur mit Mühe kommen konnte. Er begab sich nun öfter, besonders aber wenn sich ein Tag des Herrn nahte, in diese Höhle, um da fern von Menschen und den Zerstreuungen und Sorgen des Lebens sein Gemüth vor Gott zu sammeln, von Herzen zu beten, und in der heiligen Schrift zu lesen — und dann wieder mit erneuter Kraft das Wort des Herrn verkünden zu können.

Niemand durfte hier zu ihm kommen. Nur ein vertrauter Mitbruder mußte ihm Nachricht bringen, wann irgend ein besonderes Ereigniß in einem oder dem andern Kloster seinen Rath und seine Anordnungen nöthig machte. Diese Höhle, in der er äußerst dürftig, oft nur von den Früchten des Waldes und von Wasser aus der nahen Quelle lebte, wird noch gezeigt. Man sagt, er habe einen grimmigen Bären, der sie vorhin bewohnte, mit einem einzigen gebietenden Worte daraus verscheucht, und die Quelle, die nächst der Höhle aus dem Felsen hervorquillt, sey auf sein glaubensvolles Gebet entsprungen.

Ragnoald, sein vertrauter Diener, erzählte, er

habe es oft selbst gesehen, wie die wilden Thiere gleich zahmen Hündlein ihm schmeichelten, und sich von ihm streicheln ließen, wie die Vögel auf seinen Ruf ohne Scheu herbeiflogen, und wie ein Eichhorn, von ihm gerufen, von dem höchsten Gipfel eines Baumes herabkletterte, sich von ihm in die Hand nehmen ließ, und sich in seinen weiten Aermeln verkroch und da ein und ausschlüpfte. So war der fromme Mann nicht nur gegen die Menschen, sondern auch gegen die Thiere liebreich und freundlich.

7. Anbau des Landes.

Obgleich dem heiligen Kolumban unsere Bestimmung für die Ewigkeit das Erste, das Eine Nothwendige war, so vernachläßigte er doch die zeitlichen Angelegenheiten nicht. Er hielt seine Untergebenen, die sich aus Liebe zu Jesus ihm freiwillig unterworfen hatten, nicht nur zum Beten, sondern auch zum Arbeiten an. Mit unermeßlicher Mühe und Arbeit reuteten sie Wälder aus, bauten im Schweiße ihres Angesichtes das Feld, und benützten Alles, was ihnen Feld und Wald und Fluß darbot zu ihrem täglichen Unterhalte, um ja Niemanden beschwerlich zu fallen. Niemand konnte ihnen den Vorwurf machen, daß sie ihr Brod müßig verzehrten. Dies bezeugen unzählige Geschichten. Zugleich erhellet aus ihnen, daß der heilige Mann

bei aller Mühe und Arbeit sein erstes Vertrauen auf den Segen des Himmels setzte, und daß sein Gebet von Gott oft wunderbar erhört wurde.

Einmal zur Mittagszeit kam Kolumban nach Fontaine. Die Brüder gruben, da sie weder Pflug noch Pferde hatten, den Boden eben mit Hacken und Schaufeln um. Da er nun sah, wie sie mit so großer Mühe und Arbeit, im Schweiße ihres Angesichtes die großen Erdschollen zerbrachen, um einen Acker zur Aussaat herzurichten, ging ihm das zu Herzen und er sprach gerührt: „Gott wolle es euch nie an Speise fehlen lassen.“ Sie antworteten betrübt: „O lieber Vater! wir haben nicht einmal auf heute Mittag zu essen; es sind nur mehr zwei Brode vorhanden.“ Kolumban befahl sie zu bringen; der Diener eilte, und brachte sie. Kolumban erhob seine Augen zum Himmel und betete in Mitte der umherstehenden Brüder. „O Herr Jesus Christus, Du einzige Hoffnung der Welt, der Du in der Wüste mit fünf Broden fünftausend Menschen gesättiget hast, segne diese Speise.“ Sie setzten sich hierauf zu Tische und alle wurden satt und es blieb noch übrig. „So,“ sagte Kolumban, „erwirbt und vermehrt der Glaube die milden Gaben Gottes, da hingegen Unglaube und Verzweiflung das bereits Erworbene vermindert.“

Als endlich die Ärntezeit da war, standen die neuumgebrochenen Felder voll der herrlichsten Ähren.

Allein schon lange her hatte es unaufhörlich geregnet, und noch immer bedeckten schwere Wolken den Himmel und ein Regenguß folgte auf den andern. Alle fürchteten, das fast überreife Getreid' werde zu Grunde gehen. Allein Kolumban nahm freudig und glaubensvoll die Sichel zur Hand, befahl den Brüdern ein Gleiches zu thun, und zog mit ihnen hinaus ins Feld. Der Acker gewährte aber keinen erfreulichen Anblick. Alle Ähren tröpfelten von Regen und den Brüdern gefiel das Unternehmen ihres geistlichen Vaters nicht. Jedoch schwiegen sie und gehorchten. Kolumban stellte nun vier gottesfürchtige Männer, Kominich und noch drei andere, die zur Arbeit bereits zu alt waren, an die vier Ecken des Ackers, und trug ihnen auf, unermüdet zu beten. Er aber schnitt muthig voran, und alle übrige folgten seinem Beispiele — und sieh, auf einmal brach die Sonne, während es ringsumher regnete, aus den Wolken, und schien so brennend heiß auf den Acker und die Schnitter, daß sie alles Getreide trocken herein brachten. Alle schrieben die Erhaltung der Feldfrüchte, ihres einzigen Lebensunterhaltes, dem Glauben Kolumbans und dem frommen Gebete seiner Freunde zu.

Einst hatte Kolumban längere Zeit in der Einsamkeit seiner Felsenhöhle zugebracht. Da erhielt er die Nachricht, beinahe alle Brüder zu Luxevil seyen krank und es bestehe die ganze Versammlung

fast nur mehr aus Kranken und Krankenwärtern. Kolumban machte sich unverzüglich auf den Weg, und befahl — nachdem er alle Kranken freundlich besucht, und sich um ihre Krankheit erkundigt hatte — alle sollten sogleich aufstehen und auf der Tenne das Getreid' dreschen, das noch unausgedroschen in der Scheuer lag. Die meisten, denen der Gehorsam gegen einen so würdigen Vater über Alles ging, thaten es, und wurden bald alle hergestellt. Die andern, die da glaubten, ihre Krankheit gestatte ihnen nicht, dem Befehle nachzukommen, blieben noch lange, einige wohl noch bei einem Jahre krank. Alle sahen diese Begebenheit für ein offenbares Wunder an. Indeß mag der weise Mann, der die menschliche Natur genau kannte, wohl eingesehen haben, daß stete Anstrengung des Geistes, ohne Arbeit und Bewegung des Leibes, den Menschen zu Grunde richte, und sein Befehl enthält für alle, die sich blos mit Geistesarbeiten beschäftigen, eine sehr weise Lebensregel.

Da Kolumban einstens mehrere Tage in der Wildniß sich aufgehalten hatte, und Niemand bei ihm war, als Gallus, der liebste und vertrauteste unter seinen Freunden, hatte er gar nichts mehr zu essen. Kolumban sagte zu Gallus, er solle an das Flüßlein Bruschke gehen und fischen. Gallus ging, dachte aber unter Weges, in dem Bache Lige werde er wohl mehrere Fische bekommen, arbei-

tete sich den ganzen Tag ab, und fing, wiewohl er eine Menge Fische sah, nicht eine Gräte. Betrübt kam er zurück und sagte zu Kolumban: „Da ist doch alle Mühe und Arbeit verloren.“ Kolumban sprach ernst: „Das ist die Folge des Ungehorsams; thu', was man dir sagt.“ Gallus ging noch einmal, begab sich an die Bruschke, warf sein Netz aus, und beschloß eine solche Menge Fische, daß er das Netz beinahe nicht mehr herausziehen konnte. Freudig kam er mit der vollen Lägel zurück. Kolumban sprach freundlich: „Dies sind die Früchte des Gehorsams.“ Diese Begebenheit hat Gallus gar oft selbst erzählt.

Ein frommer Pfarrherr, Namens Winioch, kam einst nach Lürovil, den heiligen Mann über Angelegenheiten der Seelsorge zu sprechen. Kolumban war mit seinen Brüdern eben im Walde, und fällte Holz für den Winter. Winioch ging dahin, und sah verwundert zu, wie sie eben mit großer Gewalt einen ungeheuren Eichklotz mit eisernen Keilen und schweren Schlegeln spalteten, und dann mit der Axt in kleine Stücke zerschlugen. Da sprang ein Eisen ab und dem Winioch gerade an die Stirne, so daß ein Strom von Blut aus der Wunde hervorschoß. Wie Kolumban die offene Wunde, das hervorscheinende Bein und das strömende Blut sah, fiel er auf die Knie, rief zu Gott um Hülfe, stand dann auf, trocknete das Blut ab, bestrich die Wunde

mit Speichel und verband sie, und so ward die Wunde geheilt, daß kaum eine Narbe zurück blieb. So zeigte Kolumban sich auch in zeitlichen Dingen als einen thätigen Mann, voll Vertrauens auf Gott, und voll Liebe zu den Menschen.

8. Kolumban und König Theodorich.

Nach dem Tode des Königs Guntram ward Siegebert, und nach Siegeberts Tod dessen Sohn Childebert König von Burgund geworden, so wie von Austrasien, den Ländern zwischen dem Rheine und der Mosel. Da auch Childebert in der Blüthe seiner Jahre starb, so wurde das Reich unter seine zwei Söhne getheilt. Theodorich bekam Burgund und Theodobert Austrasien. Die Vormundschaft über beide junge Könige behielt ihre Großmutter, die Königin Brünhilde, Siegeberts Gemahlin.

König Theodorich schätzte sich glücklich, daß ihm derjenige Theil des Reiches zugefallen war, in welchem der heilige Kolumban lebte. Er kam sehr oft zu ihm, fragte ihn um Rath, und empfahl sich in sein andächtiges Gebet. Da aber der König anfing, ein unzüchtiges Leben zu führen, ermahnte ihn Kolumban, eine eheliche Gemahlin zu nehmen, um so von einer rechtmäßigen Königin rechtmäßige Thronerben zu erlangen. Theodorich ward von den Reden des heiligen Mannes bewegt,

und versprach ihm zu gehorchen. Allein Brünhilde, die sehr stolz und herrschsüchtig war, wollte nichts von einer jungen Königin hören. Sie fürchtete etwas von ihrem Ansehen und ihrer Macht über den König zu verlieren. Sie fing an, den heiligen Kolumban zu hassen. Indeß verbarg sie noch den Haß in ihrem Herzen. Als Kolumban nach einer Zeit in den königlichen Pallast kam, empfing sie ihn sehr freundlich, führte ihm die unehelichen Kinder des Königs vor, und bat ihn, sie zu segnen. Kolumban sah wohl ein, daß sie ihn nur durch Schmeichelei gewinnen und dazu verleiten wolle, das Verbrechen zu billigen und durch den Segen der Kirche gleichsam zu heiligen. Er sprach ruhig und mit heiligem Ernste: „Diese werden den Zepter nie führen; sie sind keine rechtmäßigen Thronerben"

Die Königin ward hierüber fast wüthend vor Zorn, und entfernte sich augenblicklich mit den Kindern. Unverzüglich sendete sie Boten aus mit dem Befehle, kein Mensch solle sich unterstehen, den Kolumban oder einen seiner Jünger in das Haus aufzunehmen, oder ihnen auch nur die geringste Hülfe zu leisten. Kolumban war kaum bei den Seinigen angekommen, als er dieses vernahm. Er eilte wieder zurück in die Stadt, um gegen diesen harten Befehl eine Vorstellung zu machen. Mit Sonnenuntergang kam er dort an, wollte

aber den königlichen Pallast nicht betreten. Da dieses dem Könige angesagt ward, schickte er durch seine Diener dem heiligen Manne in prächtigen Geschirren köstliche Speisen und Getränke. Allein Kolumban verkostete sie nicht. „Gott, der Allerhöchste," sprach er, „verwirft die Gaben derjenigen, die Ihm nicht gehorchen. Es geziemt sich nicht, daß ein Diener Gottes seinen Mund mit Speisen von dem Tische dessen beflecke, der Gottes Gebote nicht achtet und die Diener Gottes nicht nur aus seiner Wohnung, sondern auch aus den Häusern anderer Menschen verbannt."

Am folgenden Morgen, mit Anbruch des Tages, kam der König mit der Königin Brünhilde selbst zu ihm, bat ihn um Verzeihung und versprach sich zu bessern. Allein bald überließ sich der König aufs Neue seiner alten lasterhaften Lebensart. Kolumban schrieb ihm und drohte ihm, wenn er sich nicht ernstlich bessere, mit dem Kirchen-Bann. Die Königin Brünhilde aber gerieth aufs Neue in Wuth, und bot alles auf, den König gegen den heiligen Mann aufzubringen. Sie ersuchte heimlich alle Großen des Reiches und alle, die am Hofe waren, den König gegen den heiligen Kolumban einzunehmen, ja sie wendete sich sogar an die Bischöfe des Landes, sie sollen Kolumbans Glauben verdächtig machen und seine Anordnungen und Einrichtungen verwerfen. Auf diese Art

gelang es der Königin, den König gegen Kolumban so zu erbittern, daß er zu ihm reiste, und ihm heftige Vorwürfe machte. Allein Kolumban sagte dem Könige bestimmt voraus: „Wenn du dem Laster nicht ganz entsagst, so wird Gott dich strafen, das Reich von Dir nehmen, und Dein ganzes Geschlecht von der Erde vertilgen.“ Der König achtete nicht auf diese Warnung und sprach: „Wenn dir die Sitten des Hofes und der Weltleute so zuwider und verhaßt sind, so ziehe wieder hin in das Land, wo du hergekommen bist.“ Damit stimmten alle Hofleute, die zugegen waren ein — und der König wandte sich unwillig und voll Zorn von Kolumban ab, und entfernte sich mit seinem Gefolge.

9. Kolumbans Landesverweisung.

Bald darauf schickte der König den Grafen Bertar und noch einen andern vornehmen Hofherrn, Namens Brutolph, zu Kolumban. Kolumban war, da sie ankamen, mit den Seinen eben in dem Chore, wo sie gemeinschaftlich sangen und beteten. Graf Bertar sprach zu ihm: „Lieber Mann Gottes, wir bitten dich, du wollest dem Befehle des Königs gehorchen, und zurückkehren in das Land, aus dem du gekommen bist.“ Kolumban antwortete: „Ich halte dafür, es sey nicht der Wille

Gottes, daß ich wieder in mein Vaterland zurückkehre, das ich aus Liebe zu Christus verlassen habe. Freiwillig werde ich diese Mauern nicht verlassen; indeß kann und will ich mich der Gewalt nicht widersetzen.“ Graf Bertar hatte eine Schaar Kriegsleute mitgebracht, und befahl nun dem Hauptmanne Ragamund, wenn Kolumban nicht freiwillig gehen werde, ihn mit Gewalt hinweg zu führen. Der Graf reiste hierauf mit Brutolph wieder ab, die Kriegsleute aber blieben, und baten Kolumban, er möchte Mitleid mit ihnen haben, daß ihnen ein so unseliger Auftrag gegeben worden, und daß ihnen blos die traurige Wahl gelassen sey, entweder die Hand an einen so ehrwürdigen Mann zu legen, oder durch Ungehorsam gegen die strengen Befehle des Königs ihr Leben der Todesgefahr auszusetzen. Einige faßten mit zitternden Händen den Mantel, mit dem Kolumban bekleidet war, andere fielen ihm zu Füßen, und baten ihn mit Zähren, er möchte doch nachgeben und ihnen verzeihen; es sey ja nicht ihr, sondern des Königs Wille.

Da Kolumban sah, daß er durch längere Weigerung das Leben Anderer in Gefahr bringen könnte, so ging er ruhig und willig der Klosterpforte zu. Alle im Kloster waren um ihn versammelt und weinten und jammerten laut; es war nicht anders, als trage man eine Leiche hinaus. Alle wollten

mit ihm ziehen, keiner wollte sich von einem so treuen Hirten trennen. Kolumban blickte, in ihrer Mitte stehend, zum Himmel und betete: „Ewiger Gott, Du Schöpfer aller Dinge, bereite Du uns einen andern Ort, an dem diese Deine Gemeinde Dir ungestört und im Frieden dienen könne!"

Allein der Hauptmann Ragamund sprach: „Nur diejenigen, die mit Kolumban aus Irland gekommen sind, dürfen wieder mit ihm dahin zurückkehren; alle die in Frankreich geboren sind, müssen da bleiben; dies ist der Befehl des Königs." Da wurde der allgemeine Jammer noch größer. Kolumban aber tröstete sie liebreich. „Verliert den Muth nicht," sprach er, „und gebt die Hoffnung nicht auf! Was jetzt geschieht kann weder mir noch euch schaden; es wird vielmehr die Zeit kommen, da es uns allen und noch vielen Menschen zum Heile gereichen wird." Er segnete Diejenigen, die zurückbleiben mußten und sprach: „O Du Gott alles Trostes, tröste Du sie und nimm Du sie, da ich jetzt von ihnen gerissen werde, in Deinen allmächtigen Schutz." Und so ward er denn, nachdem er zwanzig Jahre hier gelehrt und Gutes gethan hatte, unter einer starken Bedeckung von Bewaffneten fortgeführt.

Er wurde nach Navares gebracht, wo auf dem nahen Flusse der Loire ein Schiff bereit lag, auf dem er und seine Gefährten bis an das Ufer des

Meeres fahren sollten. Da nun Alle von der Reise ermüdet waren, und das Einsteigen in das Schiff sehr unbequem war, und es etwas langsam damit herging, so ergriff einer von der Wache ein Ruder, und schlug damit einen von Kolumbans Freunden, der Loa hieß und ein sehr frommer heiliger Mann war. Kolumban, der dieses so mit ansehen mußte, sprach zu dem rohen Krieger: „Wie kannst du doch so grausam seyn, menschliches Elend durch neue Leiden zu vermehren? Warum schlägst du diesen müden, abgematteten Diener des Herrn? Warum begegnest du dem sanften Manne so rauh? Warum verfährst du gegen einen Wehrlosen, der so willig und geduldig ist, mit solcher Wuth und ungerechter Gewalt? Sieh, hier, an eben diesem Platze, wo deine wüthenden Schläge einen Diener Christi getroffen haben, wird dich die Strafe Gottes treffen."

Diese Worte des heiligen Mannes gingen genau in Erfüllung. Denn als das Schiff nach vollbrachtem Laufe wieder an das Land kam, und die Kriegsleute an eben dem Orte, wo sie eingestiegen waren, auch wieder ausstiegen, da stürzte jener unmenschliche Kriegsmann in den Fluß und ertrank, ohne daß ihn die übrigen retten konnten.

Auf eben dieser Reise sagte Kolumban noch eine andere Begebenheit vorher, die eben so richtig eintraf. Der Hauptmann Ragamund redete

unterwegs verächtlich von Klotar, dem Könige von Soisson, der mit Theodorich und Theodor nahe verwandt war. Da sprach Kolumban: „Denke an mich, Ragamund, ehe drei Jahre vergehen, wird dieser Klotar, den ihr verachtet, euer König seyn.“ Ragamund sagte erstaunt: „Aus welchem Grunde kann man doch so etwas behaupten? Es ist nicht möglich.“ Allein Kolumban blieb dabei und sagte: „Du wirst es sehen, daß meine Worte wahr seyen, wann du anders als dann noch am Leben seyn wirst.“ Auch diese Vorhersagung bewährte Kolumbans tiefen Blick in die Zukunft und in die Wege der göttlichen Vorsehung.

10. Kolumbans Aufenthalt zu Nantes.

Kolumban kam mit seinen Jüngern zu Schiff glücklich nach Nantes, einer Stadt, die nicht weit vom Meere liegt. Hier mußte man warten, bis ein Meerschiff käme, das ihn nach Irland bringen könnte. Es wurde ihm ein großes Haus zur Wohnung angewiesen, in dem er bequem und geräumig, wie in seinem Kloster, leben konnte. Da kam denn eines Abends ein sehr armer ausgehungerter Mann an die Thüre, und flehte für sich und seine darbenden Kinder kläglich um Almosen. Kolumban sprach zu seinem Haushälter: „Gib diesem Hungrigen zu

essen." Der Haushälter antwortete: „Wir haben keinen Bissen Brod mehr im Hause; es ist gar nichts mehr vor Handen, als ein klein wenig Mehl." Kolumban sprach: „Wie viel ist es denn noch?" Der bekümmerte Haushälter betheuerte, es sey kaum mehr ein Metzen. „So gib es dem armen Mann ganz," sprach Kolumban, „und sorge nicht auf morgen." Als kaum der Morgen anbrach, wurde stark an der Thüre geklopft. Der Pförtner stand auf und fragte verdrießlich, wer die Brüder so frühe störe. Und sieh, es war der Diener einer gottesfürchtigen und wohlhabenden Frau, die Prokula hieß. Der Diener sagte, seine Frau sey von Gott ermahnt worden, dem heiligen Manne und seinen Gefährten Lebensmittel zu schicken. Es seyen hundert Metzen Getreid' und einige Fäßer Wein auf dem Wege hieher. Er sey blos vorausgeeilt, um es anzusagen, damit man Anstalt mache, den gesendeten Vorrath in Empfang zu nehmen. Der Haushälter eilte voll Freude und mit lautem Jubel zu Kolumban. Dieser sprach: „Laß es gut seyn und rufe vielmehr die Brüder zusammen, daß sie alle auf ihren Knien für die edle Wohlthäterin zu Gott bitten, und Ihm danken, der die Seinen in der Noth nie verläßt, und dessen Wort sich immer bewährt: Wer gibt, dem wird gegeben."

Endlich kam ein großes Schiff, das Kaufmannsgüter nach Schottland abholen wollte. Der Haupt-

mann machte dem Schiffsherrn den Antrag, Kolumban und dessen Gefährten, gegen gute Bezahlung, nach Irland zu bringen, wo das Schiff ohnehin vorbei segeln werde. Der Schiffsherr ging darauf ein, und der Hauptmann sagte dem heiligen Kolumban, daß er nun aufbrechen und auf diesem Schiffe nach Irland reisen müsse. Kolumbans Gefährten, und was er sonst hatte, wurden auf das Schiff gebracht; er selbst aber wollte in einem kleinen Kahn die Loire hinab fahren, und das große Schiff erst auf dem Meere besteigen. Allein als das Kauffartheischiff sich dem Meere näherte, entstand ein furchtbarer Sturm, und das empörte Meer warf das Schiff mit so großer Gewalt zurück, daß es wie fest gemauert auf dem Strande sitzen blieb. Der Schiffsherr glaubte, dieses begegne ihm, weil er den heiligen Mann nach Irland führen wolle, und er ließ auf der Stelle Kolumbans Gefährten und Geräthschaften wieder an das Land bringen. Das Schiff wurde hierauf bald wieder flott, und segelte freudig und ungehindert davon. Alle waren nun überzeugt, es sey der Wille Gottes nicht, daß Kolumban nach Irland zurückkehre. Der Hauptmann gestattete ihm, frei und ungehindert zu gehen, wohin es ihm, außer dem Königreiche Theodorichs, nur immer beliebe. Kolumban kehrte auf eine Zeit nach Nantes zurück, wo er mit Ehrenbezeigungen und Ge-

schenken so überhäuft wurde, daß ihm nicht das Geringste abging.

11. Kolumban und König Theodobert.

Kolumban beschloß darauf, sich zu Theodobert, dem Könige von Austraßen zu begeben, und ihn zu bitten, daß er ihm behülflich sey, über die Gebirge nach Italien zu reisen, zu dem Könige der Longobarden, der ihn schon längst in sein Reich eingeladen hatte. Kolumban kam auf dieser Reise nach Melden, wo sich eben ein sehr vornehmer Herr von Adel, Namens Konerich, aufhielt, ein Mann von hohem Verstande und in Staatsgeschäften sehr erfahren, den der König Theodobert als einen Freund ehrte. Dieser nahm den heiligen Mann mit unbeschreiblicher Freude in sein Haus auf, und versprach, er selbst wolle ihn zum Könige führen. Jedoch that er es nicht sogleich, sondern suchte ihn so lange bei sich zu behalten, als es nur immer seyn konnte. „Denn," sagte er, „durch seine göttlichen Lehren muß mein Haus erst wahrhaft geadelt werden." Kolumban ward auch in der That Allen im Hause zum Segen; ja selbst der Segen, den er Konerichs Töchterchen, Namens Burgundophora, einem noch unmündigen Kindlein gab, blieb nicht ohne selige Folgen; sie wuchs zur Freude



des Vaters in Unschuld und Frömmigkeit auf, und noch jetzt wird sie als eine heilige Jungfrau verehrt.

Eben so liebreich nahm ihn ein anderer edler Mann, Namens Author, auf; Aiga, Authors Gemahlin, führte ihm ihre Kinder, zwei zarte Knäblein vor, damit er sie segne. Da Kolumban den Glauben der frommen Mutter sah, legte er den Kindern gerührt die Hände auf und segnete Beide. Sie kamen in der Folge als Jünglinge an König Klotars Hof und gelangten zu hohen Ehrenstellen. Allein ihr Sinn blieb immer auf das Himmlische gerichtet, und sie bemühten sich ernstlich, über der vergänglichen Herrlichkeit dieser Welt, die ewig bleibende des Himmels nicht zu verlieren. Ado, der ältere, entsagte der Welt ganz, und stiftete in dem Jura-Gebirge das Kloster Saint Claude, in welchem er auch sein Leben beschloß. Doda, der jüngere, wurde Bischof zu Ruen, ward den Heiligen beigezählt und seine Schriften kamen noch bis auf uns.

Kolumban ward endlich dem Könige Theodobert vorgestellt. Der König empfing und bewirthete ihn in seinem Pallaste mit hoher Freude, und bat ihn, in seinem Reiche zu bleiben. „Sowohl mein Volk," sagte er, „als die benachbarten Völker sind es sehr bedürftig, daß ihnen das Evangelium gepredigt werde." Zugleich ließ er ihm die freie Wahl, sich in dem ganzen Königreiche den ange-

nehmsten und angemessensten Ort zum Aufenthalte für sich und seine Freunde auszuwählen. Und so kam denn Kolumban bis an die Ufer des Rheins, den anwohnenden Völkern das Wort des Herrn zu verkünden. Auf dieser Reise wurde ihm eine besonders große Freude zu Theil. Viele seiner ehmaligen Schüler, die er zu Lureuil unterrichtet hatte, kamen zu ihm; auch ihre Freude, den ehrwürdigen Mann, ihren geliebten Lehrer wieder zu sehen, war unbeschreiblich.

12. Kolumban räth dem Könige Theodobert zum Frieden.

Während Kolumban nur mit göttlichen Dingen beschäftiget war, entzweite sich König Theodobert mit seinem Bruder, dem Könige Theodorich; beide trotzten auf ihre Macht und ihre tapferen Streiter und rüsteten sich zum Kriege. Kolumban eilte unverzüglich zu dem Könige Theodobert und bat und beschwor ihn, seine Hitze zu mäßigen, nicht übermüthig zu seyn, sondern die Hand zum Frieden zu bieten. „Ach, mein König," sagte er, „du solltest viel lieber deine Krone gar niederlegen, und dich in ein Kloster begeben, als Menschenblut vergießen." Dieser Rath mißfiel dem Könige, und die Hofherren lachten und spotteten laut darüber. Ein solcher Vorschlag, sagten sie, sey etwas ganz

Ungeheures; nie sey ein Abkömmling dieses erhabenen Königstammes ein Ordensmann geworden. „Nun," sprach Kolumban zu dem Könige, „wenn du denn nicht freiwillig die Würde eines Ordens-Geistlichen annehmen willst, so wirst du in Bälde dazu gezwungen werden." Kolumban kehrte in seine Einsamkeit zurück und der Krieg brach aus.

Eines Tages saß Kolumban im Walde auf einem umgestürzten Eichstamme, und las in einem Buche. Niemand war bei ihm, als Chenoald, der ihn bediente. Da starrte Kolumban plötzlich, wie im halben Traume, so vor sich hin, daß dem Chenoald ganz schauerlich wurde. Als Kolumban wieder zu sich kam, sagte er, daß eben jetzt zwischen den beiden Königen eine große Schlacht vorfalle, und er seufzte über das viele Menschenblut, das da vergossen werde. Chenoald sagte: „Lieber Vater, so bitte und flehe zu Gott, das Theodobert den Theodorich, euren gemeinschaftlichen Feind, überwältige und von der Erde vertilge." Allein Kolumban sprach: „Dein Rath ist nicht gut, und dem sanften Sinne Jesu nicht gemäß. Weißt du nicht, daß der Herr uns lehrte, für unsere Feinde zu beten? Beider Könige Schicksal steht jetzt in der Hand des höchsten Richters. Gott mache es mit ihnen nach Seinem heiligen Willen."

Es bestätigte sich bald, daß, an eben diesem Tage zu Toul, viele Meilen weit von Kolumbans

gegenwärtigem Aufenthalte, die furchtbare Schlacht vorgefallen war, und zu eben dieser Stunde entschieden wurde. Theodobert wurde von Theodorich in die Flucht geschlagen, verfolgt, und gefangen. Auf Brünhild's Anstiften wurde er in ein Kloster eingesperrt, und bald darauf gar um das Leben gebracht.

Dieses traurige Schicksal, den Verlust des Thrones und des Lebens, hatte er sich selbst zugezogen, weil er den Ermahnungen eines frommen weisen Mannes, der zum Frieden rieth, kein Gehör gegeben hat. Allein bald darauf wurde auch Theodorich plötzlich von schrecklichen Schmerzen ergriffen, wand sich, wie von brennenden Flammen gepeiniget auf seinem Krankenlager und starb. Was half ihm nun sein Sieg! Wie viel besser würde er es gehabt und glücklich regiert haben, wenn er Kolumban nicht verstoßen, sondern dessen Aufforderungen, einen geordneten, eines Königs würdigen Lebenswandel zu führen, gehorcht hätte!

Klotar, König von Soisson, mit Theodorich und Theodobert nahe verwandt, machte sich mit einem Kriegsheere auf, beide Reiche, die nun ihm erblich zufielen, in Besitz zu nehmen. Brünhilde, die einen von Theodorichs Söhnen auf den Thron setzen wollte, zog ihm mit großer Kriegesmacht entgegen. Allein sie ward mit leichter Mühe überwunden und gefangen. Auch Theodorichs Kinder

kamen alle um. So ward alles erfüllt, was Kolumban von Theodoberts und Theodorichs Schicksal vorher gesagt hatte.

Brünhild's Ende war schauerlich. Sie war zwar eine Frau von großen Geistesgaben, regierte während der Minderjährigkeit ihrer Enkel Anfangs sehr gut und glücklich, und war zur Königin wie geboren. Allein ihre Herrschsucht war ohne Gränzen. Sie hatte den König Theodorich verleitet, den heiligen Kolumban, der ihm gute Rathschläge gab, zu verbannen. Sie wurde mehrerer Mordthaten an Königen und königlichen Thronerben beschuldigt; sogar ihren Enkel, den König Theodorich, der ihr nicht mehr gehorchen wollte, soll sie durch Gift aus der Welt geschafft haben. Klotar ließ Gericht über sie halten, und sie wurde zum Tode verurtheilt. Sie wurde auf einem Kameele in dem ganzen Lager zur Schau umhergeführt, dann einem wilden Pferde an den Schweif gebunden und so gräßlich zu Tode geschleift. Diese höchst grausame Hinrichtung erregt Entsetzen und gereicht dem Klotar zur ewigen Schande. Wie rauh und unmenschlich waren jene Zeiten, in denen solche Gräuel statt haben konnten! Allein dennoch hatte Brünhilde durch ihre Wuth zu herrschen, der nichts heilig war, die Menschen zu sehr gegen sich aufgebracht, und dieses schauerliche Ende sich selbst bereitet. Es war eine über sie verhängte Strafe Gottes.

13. Kolumban an dem Bodensee und Zürchersee.

Kolumban kam auf seinen apostolischen Reisen an den Rhein und den Bodensee,, ja bis an die Ufer der Limat und den Zürchersee.

So herrlich und schön diese Gegenden sind, so traurig sah es damals um die Bewohner aus. Sie wären beinahe lauter Heiden, unwissend, wild und grausam. Zwar fanden sich noch Spuren, daß hier schon früherhin das Evangelium Jesu verkündiget worden. Allein auch Diejenigen, die sich damals bekehrt hatten, waren fast alle wieder in die Abgötterei, in Unwissenheit und Aberglauben zurückgesunken. In diesen Gegenden zog nun Kolumban mit seinen Gefährten umher, suchte durch das Licht des Evangeliums die Finsternisse des Heidenthums zu zerstreuen, und in die rohen Gemüther sanftere Empfindungen zu pflanzen. Unweit der Limat und des Zürchersees stand noch ein alter heidnischer Tempel, in dem die bedauernswerthen Einwohner des Landes den Götzen opferten. Kolumban verkündete ihnen nun den wahren Gott und predigte ihnen den Glauben an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. Einige gaben seinen Predigten Gehör und er ermahnte sie, das Wort der Wahrheit in ihren Herzen zu bewahren. Gallus aber, von voreiligem, zu großem Eifer ergriffen, zündete den Götzentempel an und warf die Opfer, die er

vorgefunden hatte, in den See. Hierüber wurde das Volk höchst aufgebracht, versammelte sich und beschloß, den Gallus zu ermorden und den Kolumban aus dem Lande zu jagen. Kolumban erfuhr durch einige gutgesinnte Männer den Anschlag, und entwich mit seinen Gefährten, das Evangelium anderswo zu predigen.

Er kam mit Gallus und dem Diakon Theodor nach Arbon an den Bodensee. Hier lebte ein frommer christlicher Priester, Namens Willimar. Dieser zog dem heiligen Manne mit hoher Freude entgegen und grüßte ihn mit den Worten: „Gebenedeiet sey der, der da kommt im Namen des Herrn.“ Kolumban antwortete: „Gelobt und gebenedeit sey der Herr, der uns aus fremden Ländern hieher geführt hat.“ Willimar nahm hierauf Kolumban bei der Hand, und führte ihn in die Kapelle, die sich hier befand, und nachdem sie hier alle gemeinschaftlich gebetet hatten, in sein Haus. Indem Kolumban und seine Gefährten hineintraten, sprachen sie: „Friede sey diesem Hause!“ und legten ihre Reisebündel ab. Sie setzten sich zu Tische und führten während der Mahlzeit nur heilige Gespräche. Besonders trug Gallus, dem die allemanische Sprache sehr geläufig war, auf einen Wink Kolumbans einige Aussprüche der heiligen Schrift vor, und schloß dem Willimar ihren tiefen Sinn auf. Der fromme Willimar war bei dieser Mahlzeit, die so

durch heilsame Gespräche geheiliget wurde, höchst vergnügt; er konnte die Einsicht seiner erleuchteten Gäste in die christlichen Wahrheiten nicht genug bewundern und immer standen ihm die Thränen in den Augen. Er bewirthete die heiligen Männer mehrere Tage lang mit großer Ehrerbietung und unermüdeter Dienstfertigkeit. Er hielt es für ein Geringes, denen die irdische Nahrung zu reichen, die ihn so reichlich mit dem Himmelbrode der heiligen Schrift nährten.

14. Kolumban kommt in die Gegend von Bregenz.

Kolumban fragte den Willimar, ob sich in der Gegend nicht irgend ein Ort befände, an dem sie einige Zellen errichten, ein einsames abgesondertes Leben führen, und von Bearbeitung des Feldes sich nähren könnten. Willimar sagte: „O ja, es ist nicht weit von hier am See eine Wildniß, die sich wohl hiezu schicken wird. Man sieht in derselben noch die Ueberreste alter Gebäude. Auch erheben sich hier steile Berge; das Thal aber, wiewohl es jetzt wüst und öde liegt, hat einen sehr guten Boden, der diejenigen, die ihn bauen, für ihre Arbeit reichlich belohnen wird." Nachdem er den Ort noch näher beschrieben und sehr gelobt hatte, sagte er, die benachbarte Stadt nenne man Bregenz. Kolumban wünschte den Ort zu sehen,

und Willimar bestellte unverzüglich ein Schifflein mit Ruderknechten, ihn dahin zu bringen. Kolumban stieg mit Gallus und seinen Dienern ein, bat Gott um eine glückliche Ueberfahrt, und kam an den erwünschten Ort.

Als sie aus dem Schifflein ausstiegen, erblickten sie eine alte christliche Kapelle, in der aber schon seit langer Zeit kein christlicher Gottesdienst gehalten worden. Sie gingen sogleich hinein, beteten da, und nahmen dann die Gegend in Augenschein. Die Lage und Beschaffenheit des Ortes gefiel ihnen sehr wohl und sie beschlossen, zunächst der Kapelle einige Zellen oder vielmehr nur Hütten, aus Baumstämmen und Moos, zu ihrem Aufenthalte zu bauen. Bevor sie aber die Hand an das Werk legten, flehten sie herzlich zu Gott, er wolle ihr Unternehmen dem umher wohnenden Volke zum Segen gereichen lassen.

In der Kapelle hatte Kolumban drei Götzenbilder von vergoldetem Erze angetroffen, die an den Wänden befestiget waren. Das verblendete Volk hatte den heiligen Altar des Herrn verlassen, sich zu diesen Bildern gewendet, sie angebetet und ihnen Opfer dargebracht. „Denn," sagten die armen, unwissenden Leute, „diese sind die alten Götter und Beschützer dieses Orts, die durch ihren mächtigen Beistand uns und das Unsrige bis auf diese Zeiten erhalten haben." Kolumban beschloß nun vor al-

lem, die entheiligte Kapelle wieder zu einer christlichen Kirche einzuweihen. Er lud das Volk hiezu auf einen bestimmten Tag ein, und gab dem Gallus den Auftrag, eine Predigt zu halten, und die Leute zu ermahnen, daß sie von diesem eiteln Götzendienste zur Anbetung des wahren Gottes zurückkehren möchten.

Als der Tag, an welchem die Kirche eingeweiht werden sollte, angebrochen war, versammelte sich eine große Menge Volkes — Männer, Weiber und Kinder — aber nicht so fast wegen des Festes, sondern vielmehr um die Fremdlinge zu sehen, von denen sie so viel reden hörten. Gallus hielt an das versammelte Volk eine ausführliche Rede, ihnen den Weg der Wahrheit zu zeigen, und ermahnte sie sehr nachdrücklich, sich von den todten Götzen zu dem lebendigen Gott zu bekehren, und den Vater im Himmel, den Schöpfer aller Dinge, und Seinen eingebornen Sohn, den Er in diese Welt gesendet, und in Dem allein das Heil, das Leben und die Auferstehung ist, anzubeten. Hierauf ergriff er die Götzenbilder, und um ihre Nichtigkeit und Ohnmacht zu zeigen, zerschlug er sie vor aller Augen mit einem Stein in Stücke, und warf die Stücke in den See. Die Meisten, die seine Predigt gehört, und dieses mit angesehen hatten, bekehrten sich zum Herrn, bekannten ihre Sünden, und dankten Gott, daß Er sie zum rech-

ten Lichte haben kommen lassen. Einige jedoch verdroß es, daß Gallus die Bilder zerstört hatte, und zornig und murrend gingen sie davon.

Hierauf weihte Kolumban die Kapelle wieder zum christlichen Gottesdienste ein. Er rief in einem lauten feierlichen Gebete Gott um Seinen Beistand an. Gallus und die übrigen Brüder stimmten den Gesang der Psalmen an. Kolumban ging umher, und besprengte die Mauern der Kapelle mit geweihtem Wasser und salbte den Altar mit geweihtem Oele. Dieser alte Gebrauch, christliche Kirchen einzuweihen, deutet auf die Reinheit und Heiligkeit des Orts. Das Wasser, das selbst bei der heiligen Taufe gebraucht wird, ist ein Sinnbild der Reinigung von Sünden. Das Oel, womit nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift, schon in den ältesten Zeiten Priester und Könige gesalbt wurden, ist ein Sinnbild der Weihe zum Dienste des Herrn. Dieser uralte Gebrauch soll also daran erinnern, daß alle, die eine Kirche betreten, ihr Herz von Sünde rein bewahren und es ganz dem Dienste des Herrn weihen sollen.

Nachdem die Kapelle wieder zum Dienste des Herrn eingeweiht war, deckte Kolumban den Altar mit reiner Leinwand, und feierte nach Vorschrift der Kirche, das heilige Gedächtniß des Todes Jesu, das Jesus Christus selbst zur steten Erneuerung Seines Opfers am Kreuze eingesetzt hat. Nachdem

Alles vollbracht war, zog das Volk, vergnügt und voll Freude, wieder einen christlichen Gottesdienst zu haben, nach Hause.

15. Kolumbans Aufenthalt bei Bregenz.

Nach diesem guten Anfange beschloß Kolumban längere Zeit hier zu verweilen. Er ließ noch einige Zellen errichten. Mehrere seiner Brüder und Freunde sammelten sich um ihn; sie fingen an das Feld zu bauen, und schafften ein Paar Kühe an. Einige legten einen Gemüßgarten an; andere pflanzten Obstbäume. So dachten sie von Brod und Milch, Gemüse und Baumfrüchten zu leben. Dies war der kleine Anfang eines der ältesten Klöster in Deutschland, Namens Mererau, das, in Folge der Zeit sehr vergrößert, bis zu Anfang unsers Jahrhunderts bestanden hat.

Einmal kamen Kolumban und seine Genossen jedoch in sehr große Noth. Es war ein Mißjahr und über die ganze Gegend weit umher brach eine harte Theuerung ein. Die frommen Männer hatten gar nichts mehr, als ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott, der die Seinen nie verläßt. Als sie nun wirklich in Gefahr standen, Hungers zu sterben —, sieh, da fiel mit einem Mal eine große Schaar von Vögeln ein, die rings umher Bäume

und Sträuche gleichsam bedeckten. Kolumban erkannte es für eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung, daß diese Vögel ihren Zug gerade hieher genommen, sie vom Hungertode zu erretten. Mit heiterm Angesicht forderte er seine Brüder auf, Gott für diese Speise, die ihnen wie vom Himmel kam, zu danken, und so viele von den Vögeln, als sie erhaschen konnten, zu fangen. Wirklich gelang es ihnen auch, ehe die Vögel weiter zogen, so viele zu bekommen, daß sie auf drei Tage lang hinreichend mit Speise versehen waren. Gerade am vierten Tage aber kam Getreid' an, das ihnen wohlthätige Landleute aus der Ferne zugesendet hatten. Alle wurden im Glauben und Vertrauen auf Gott neuerdings gestärkt, daß diese Vögel ihnen gerade so lange das Leben gefristet hatten, bis das Getreid' angekommen war, und daß auch dieses Getreide eben so lange zureichte, bis das Korn auf ihrem eigenen Ackerfelde reif war, sie die Sichel anschlagen und nun von dem Brode, das sie selbst gebaut, leben konnten.

Gallus verlegte sich überdies auf die Fischerei. Er strickte ein Fischnetz und fischte sehr fleißig. Gar oft warf er in stiller Nacht sein Netz aus, und brachte die Nacht bei Arbeit und Gebet auf dem See zu. Sein Fischfang ward auch von Gott so gesegnet, daß es den Brüdern nie an Fischen mangelte. Ja, Gallus setzte auch den Fremden, die

Kolumban besuchten, um seines Unterrichtes und Trostes zu genießen, immer von den gefangenen Fischen vor, und theilte auch den Armen in der Nachbarschaft reichlich davon mit.

Allein bald kamen andere große Leiden über die frommen Männer. Einige unter dem Volke waren noch immer sehr gegen sie erbittert, daß sie die Götzenbilder zerstört hatten, verachteten die Predigten derselben, lästerten über sie, suchten überall Haß gegen sie zu erregen, und sie in Unglück zu bringen. Sie gingen sogar zu dem Herzoge Gunzo, der über jene Gegenden zu befehlen hatte, und klagten bei ihm, daß durch diese eingedrungene Fremdlinge der gemeinsame Vogelfang und die Fischerei beeinträchtiget werde. Noch nicht damit zufrieden, stahlen sie den Brüdern eine Kuh, und trieben sie heimlich fort, weit hinein in den wilden Wald. Zwei der Brüder eilten ihnen nach, um ihnen die Kuh wieder abzujagen. Allein die Diebe fielen über Beide her, schlugen sie todt, und zogen mit ihrem Raube davon. Die übrigen Brüder zu Hause waren bekümmert, warum sie so lange ausblieben, und schickten einige aus, sie zu suchen. Diese gingen ihren Fußstapfen nach, und fanden endlich zu ihrem großen Schrecken tief im Walde die entseelten Leichname in ihrem Blute liegen. Sie trugen sie auf einer Bahre von Ästen heim zu ihrer Zelle. Der Jammer aller Brüder war sehr groß,

als sie die zwei Leichen ihrer lieben Mitbrüder so daher bringen sahen.

Als nun alle voll Betrübniß und Jammer die Leichname zur Erde bestattet hatten, kam noch überdies ein Bote des Herzogs mit dem Befehle, sie sollen unverzüglich das Land räumen. Hierüber wurden alle aufs Neue herzlich betrübt. Da es ihnen nun gar so schwer fiel, ihren geliebten Wohnsitz zu verlassen, und einige meinten, es sey nicht möglich, sich davon zu trennen, tröstete sie Kolumban und sprach zu ihnen: „Liebste Brüder, fasset Muth! Obwohl wir in diesem Lande ein Paradies fanden, so war es doch nicht ohne giftige Schlangen. Wozu diese Traurigkeit, die uns nur matt und unkräftig macht? Hinweg damit, da wir unsre sichere und feste Hoffnung auf Denjenigen setzen, der uns überall schützen und durchhelfen wird. Ja, Gott wird seinen Engel mit uns schicken, der uns sicher nach Italien begleiten wird. Dort werden wir, mit der Hülfe Gottes bei dem Könige der Longobarden, eine freundliche Aufnahme und friedliche Wohnung finden.“ Alle stimmten ihm bei und beschlossen nach Italien zu reisen.

Da der Tag, der zur Abreise bestimmt war, anbrach und alle reisefertig waren, wandelte plötzlich den Gallus ein Fieber an. Er fiel Kolumban zu Füßen, und bat flehentlich, ihn, den kranken,

fünf und achtzig jährigen Greis zurück zu lassen. Kolumban ward darüber sehr betrübt, willigte jedoch, wiewohl ungern, in sein Begehren. Damit er nicht ganz allein und ohne alle Pflege bleiben möge, so ließ er zwei Jünger, Magnoald und Theodor, bei ihm. Sie nahmen hierauf Abschied von einander und Kolumban mit seinen Jüngern zog fort über die hohen Gebirge der Alpen nach Italien.

16. Königin Theodelinde.

Die Longobarden, ein kriegerisches deutsches Volk, hatten einen Theil von Italien erobert, der deßhalb jetzt noch die Lombardei genannt wird. Den Namen Longobarden erhielten sie von den langen Spießen, an denen sich Oben nebst der Spitze noch eine Barte, eine Art Beil befand, um damit sowohl stechen als hauen zu können.

Autharis, König der Longobarden, hatte sich die Prinzessin Theodelinde, die Tochter Garibalds, Herzogs von Bayern, zur Gemahlin gewünscht. Er wollte jedoch diese Prinzessin, die wegen ihrer Geistesgaben und Anmuth weit berühmt war, zuvor sehen. Er reiste daher selbst nach Regensburg, wo sich damals der Hof des Herzogs befand, gab sich aber blos für einen Gesandten des Königs der

Longobarden aus. Da weder der Herzog, noch Jemand am Hofe den König Autharis von Angesicht kannte, so hielt man ihn für den Gesandten. Er fand wegen seiner Heldengestalt und seines freimüthigen königlichen Betragens, durch welches er sich bald verrathen hätte, allgemeinen Beifall. Der Herzog führte ihn zur Prinzessin. Der König sah sie, sprach sie, und rief: „Sie ist zu einer Königin geboren.„

Herzog Garibald fragte seine Tochter um ihre Gesinnung, willigte, so wie sie, in die Heirath, und ließ den vermeinten Gesandten durch vornehme Bayern von Adel bis an die Gränze begleiten. Als sie von ihm Abschied nehmen wollten, ergriff der König seine Streitart, die er nach der kriegerischen Sitte jener Zeit im Gürtel trug, und schlug sie mit so großer Kraft in den Stamm des nächsten Baumes, daß sie bis an den Helm, den hölzernen Stiel, in den Baum eindrang. Alle waren darüber erstaunt. Er aber rief: „Solche Hiebe führt Autharis." Alle erkannten in ihm den König und bezeigten ihm ihre Ehrfurcht. Sie führten ihn wie im Triumphe zurück an den herzoglichen Hof, und er führte Theodelinde als seine Gemahlin und als Königin nach Mailand.

König Autharis lebte nur mehr wenige Jahre. Die Stände des Reichs, die Theodelindens hohe

Einsicht und edle Gesinnungen mit Bewunderung kennen gelernt, übertrugen ihr die Regierung, und stellten es ihr frei, nach ihrer Weisheit einen Gemahl zu erwählen, welchen dann Alle als König anerkennen würden. Sie regierte etwa ein Jahr zur allgemeinen Zufriedenheit und wählte dann Agilolph zu ihrem Gemahl.

Man erzählt, daß sie einen Nagel, mit dem Jesus Christus an das Kreuz geheftet worden, zum Geschenke erhalten habe, und daraus einen Reif verfertigen und in das Innere der goldenen königlichen Krone einfügen ließ. Sie wollte damit andeuten, christliche Gesinnungen geben der Krone erst den vollen Werth. Alle Lombardische Könige ließen in der Folge mit dieser Krone, die bis auf den heutigen Tag die eiserne Krone genannt wird, sich krönen.

Agilolph war noch den Irthümern des Arius ergeben, die unter den Longobarden sehr um sich gegriffen hatten. Theodelinde wußte ihn aber durch ihren christlichen Sinn, ihre überwiegende Einsicht, ihre Beredsamkeit zu bewegen, daß er zu der alten, allgemeinen Mutterkirche zurückkehrte, und alle Unterthanen seines Reiches folgten mit Freuden seinem Beispiele.

In welchem hohen Ansehen Theodelinde gestanden sey, erhellet unter vielem Anderm aus den

Briefen, die Pabst Gregorius der Große an sie geschrieben hat, und von denen einer besonders merkwürdig und noch vorhanden ist. Gregorius wünscht ihr darin Glück zur Geburt eines Prinzen, und bezeigt seine Freude, daß sie diesen Thronerben und künftigen König der Longobarden in einer katholischen Kirche habe taufen lassen. „Diesem deinem Sohne," fügte Gregorius bei, „dem jungen Prinzen Aldowald, sende ich hiermit ein Kreuz, in dem ein Partikel von dem Holze des wahren Kreuzes Christi enthalten ist, und ein Evangelium zum Geschenke; deiner Tochter überschicke ich drei Ringe, und bitte dich, sie mit eigner Hand ihr zu übergeben, indem so diese Geschenke einen größeren Werth erhalten werden. Auch bitte ich dich, du wollest deinem Gemahle in meinem Namen danken, daß er Friede gemacht habe, und wollest, was du schon immer gethan hast, ihn bewegen, daß er den Frieden bewahre."

Als Kolumban zu Mailand ankam, hatten Theodelinde und Agilolph eine hohe Freude, den heiligen Mann, der für Christus so viel gethan und gelitten hatte, von Angesicht zu sehen. Sie nahmen ihn, den sie schon öfter eingeladen hatten, mit großer Ehrerbietung und Freundlichkeit in den königlichen Pallast auf. Da alle Drei ihr Heil und ihre Seligkeit in Jesus Christus fanden, so war Er der tröstlichste und erfreulichste Inhalt aller ihrer

Gespräche. Theodelinde las dem heiligen Manne Kolumban auch die Briefe, die Pabst Gregorius der Große ihr geschrieben, und zeigte ihm das Kreuz und das Evangeliumbuch, mit dem er ihren Sohn Aldowald, und die drei Ringe, mit denen er ihre Tochter beschenkt hatte. Die drei goldenen Ringe, auf denen die Worte Glaube, Hoffnung und Liebe standen, waren ihr schöne Sinnbilder dieser drei göttlichen Tugenden, welche der beste Schmuck der Seele, und gleichsam die ersten Ringe an der Kette aller übrigen Tugenden sind. Die Königin stellte ihm den kleinen Kronprinzen Aldowald vor, ihn zu segnen, was denn auch Kolumban mit inniger Andacht gethan hat.

Kolumban bat den König, ihm zu gestatten, daß er sich mit seinen Brüdern in diesem Lande niederlassen dürfe. Der König erlaubte es mit Freuden, und gab sogleich Befehle, nachzuforschen, welcher Ort der bequemste und angenehmste seyn möchte. Ein Mann, Namens Jukundus, kam zu dem Könige und berichtete: Am Fuße des Apenninischen Gebirges befinde sich eine Gegend, Bobio, und ein kleiner Fluß, Trobia genannt. Dort stehe eine alte, ehemals sehr berühmte Kirche, die dem heiligen Petrus gewidmet sey, und in der schon manches fromme Gebet erhört worden. Das Land umher sey sehr fruchtbar und das Flüßchen Trobia ein überaus fischreiches Wasser. Kolumban nahm

die Gegend in Augenschein, und fand sie ganz nach Wunsch. Er ließ, von dem Könige und der Königin unterstützt, die alte, baufällige Kirche wieder herstellen, und erbaute dabei ein Kloster. Hier hoffte er für die kurze Zeit seines noch übrigen Lebens einen ruhigen Aufenthalt zu finden, bis er dort von jener bleibenden Stätte, die Christus der Herr den Seinen im Himmel bereitet, werde Besitz nehmen können. Das Kloster Bobio besteht noch bis auf den heutigen Tag.

IV.

Der heilige Gallus.

1. Gallus sucht sich eine Wohnstätte.

Nachdem Kolumban mit seiner Gesellschaft abgereist war, und Gallus wohl einsah, daß man auch ihn nicht lange mehr hier dulden werde, gedachte der kranke und verfolgte alte Mann, seine Zuflucht zu dem frommen Priester Willimar zu Arbon zu nehmen. Er ließ seine Netze und Fischergeräthe in ein Schifflein bringen, stieg dann selbst ein, und Magnoald und Theodor ergriffen die Ruder und führten ihn nach Arbon. Als er bei Willimar angekommen war, erzählte er ihm unter vielen Thränen, wie es seinen Brüdern ergangen sey, und sagte ihm hierauf, wie krank und elend er selbst jetzt sey, bat ihn sich seiner anzunehmen und ihn zu verpflegen. Zugleich bot er ihm seine Netze und Fischergeräthe als einen kleinen Ersatz der Kosten an. Willimar war nicht der Mann, sich seine Liebe bezahlen zu lassen, nahm den ehrwürdigen Greis mit seinen beiden Gefährten auf das liebreichste und mit der bereitwilligsten Dienstfertigkeit auf, räumte ihnen den besten Theil seiner Woh-

nung ein, versicherte, daß ihnen alles, was er im Hause habe, zu Gebot stehe, und ermahnte Magnoald und Theodor, doch wohl auf Ihn Acht zu haben und dem kranken Manne durchaus nichts abgehen zu lassen, was immer zu seiner Genesung dienen könnte.

Nach einigen Tagen ward der Kranke durch Gottes Barmherzigkeit, der sein einziger Trost war, wieder besser, fing an zu essen, kam nach und nach wieder zu Kräften und ward endlich vollkommen hergestellt. Alle waren hoch erfreut, dankten Gott, und erkannten es, daß diese Krankheit wahrhaft zur Verherrlichung Gottes diene. „Gott," sagten sie, „hat ihn am Leibe krank werden lassen, um durch ihn noch viele an der Seele gesund zu machen. Der liebe Gott hat ihn durch Krankheit gehindert, mit seinem Lehrer und Meister weiter zu reisen, damit er noch Viele auf den Weg der Wahrheit leite. Wahrhaftig, der Herr ist langmüthig und barmherzig und von großer Güte, daß Er sogar den Bewohnern dieser Gegenden, die Ihn in Seinen Dienern verachtet und sie aus dem Lande verstoßen haben, noch einen Lehrer zurück hielt, damit die Irrenden doch nicht ganz verlassen wären, und sich dereinst noch bekehren möchten.

Willimar hatte einen Knecht, Namens Hiltibold. Dieser verlegte sich auf das Fischen und den Falkenfang, durchwanderte oft Tage lang die Ge-

birge weit umher, und es war wohl kein Thal, keine Schlucht oder Höhle der Wildniß so abgelegen, daß sie ihm nicht bekannt gewesen wären. Weil er ein frommer Mann, und wohl auch, weil er ein sehr geschickter Fischer war, gewann Gallus ihn lieb und unterredete sich öfters mit ihm. Unter Anderm fragte ihn Gallus einmal, ob er in der Wildniß kein schönes, grünes Thal mit klaren gesunden Quellen wisse, wo ein Mensch sich anbauen und ernähren könnte. „Denn," sprach er," ich habe ein sehnliches Verlangen, die wenigen Tage, die mir von meinem Leben noch übrig sind, in der Einsamkeit zuzubringen, und ich sage oft mit David: „O daß ich Flügel hätte, wie die Tauben, um zu entfliehen und Ruhe zu finden. Sieh, weit wollte ich denn hinweg eilen und in der Wüste wohnen, und auf Den warten, der mich errettet aus aller Kleinmuth und allen Stürmen des Lebens."

Hiltibold sagte: „Lieber Vater! An grünen Thälern und klaren Quellen fehlt es in der Wildniß nicht; allein sie ist furchtbar rauh, voll hoher Berge und dicker Wälder, worin wilde Thiere wohnen. Denn es gibt da nicht nur eine Menge von Hirschen und andern unschädlichen Thieren, sondern auch unzählige wilde Schweine, viele Bären und grimmige Wölfe. Ich getraue mir nicht, dich dorthin zu führen, denn ich fürchte, sie möchten dich zerreißen und auffressen."

Gallus sprach: „Weißt du nicht, was der Apostel sagt: „Wenn Gott für uns ist, wer kann wider uns seyn?“ — Der allmächtige Gott, der den Daniel aus der Löwengrube errettet hat, kann auch mich vor dem Rachen und den Klauen dieser wilden Thiere bewahren.“

„Nun,“ sagte Hiltibold, „so versieh deine Reisetasche nur wohl mit Lebensmitteln, und nimm auch dein kleines Handnetz mit dir. Morgen mit Anbruch des Tages will ich dich in die Wüste führen. Gott, der dich aus fernen Landen sicher hieher geführt hat, wird uns auch, wie einst dem Tobias, seinen Engel senden, der uns geleite und uns den Ort finden lasse, der deinen frommen Wünschen gemäß ist!“

Als am folgenden Tage der Morgenstern aufgegangen war und die Morgenröthe anbrach, machte sich Gallus reisefertig, betete herzlich, daß Gott sein Vorhaben segnen wolle, und folgte seinem Führer, der voran schritt, auf dem Fuße nach. Nachdem sie lange Zeit unermüdet so fortgegangen waren und die Sonne bereits hoch am Himmel stand, sagte Hiltibold: „Lieber Vater! Jetzt wäre es doch bald Zeit zum Essen! Wir wollen ein wenig Brod und Wasser genießen; so gestärkt werden wir den Weg, der noch übrig ist, desto leichter zurücklegen.“ Gallus antwortete: „Iß und trink du, mein Sohn! Mein Mund soll nichts verkosten,

bis mir der Herr die Stätte meiner Rast zeigen wird.“ Hiltibold antwortete: „Nun denn, so esse ich auch nichts. Wie wir die Beschwerden der Reise miteinander theilen, so wollen wir uns auch miteinander davon erholen.“ Sie gingen munter weiter, und kamen an ein Flüßlein, Steinnach genannt, gingen an demselben hinauf, bis sie an einen Felsen kamen, von dem das Wasser mit großer Gewalt hoch herab stürzte, und unten zwischen den Felsen einen kleinen, aber sehr tiefen Teich bildete, wo man in dem klaren Wasser sehr viele Fische herum schwimmen sah. Sie warfen das Netz aus, und fingen einige schöne Forellen.

Indeß nun Hiltibold Feuer anzündete, die Fische bratete, und die gebratenen Fische, anstatt eines Tellers auf einen flachen reinlichen Stein legte, ging Gallus umher, die Gegend zu besehen und betete. Da blieb er ungefähr mit dem Fuße im Gesträuche hängen, und fiel zur Erde. Er blieb sitzen, schaute, als wäre er dazu gemahnt worden, um sich, betrachtete Alles umher näher, und gerade hier gefiel es ihm am besten. Hiltibold, der ihn fallen sah, eilte erschrocken herbei, um ihm aufzuhelfen. Allein Gallus, auf der Erde sitzend, lächelte und sprach: „Laß mich, dies ist der Ort meiner Ruhe; hier will ich wohnen auf immer.“ Er stand auf, nahm zwei Haselstäbe, fügte sie in ein Kreuz zusammen, und steckte das Kreuz in die

Erde. Hierauf kniete er mit Hiltibold nieder und betete: „Herr Jesu Christe, der Du zum Heile der Menschen von der heiligen Jungfrau wolltest geboren werden und für uns den Tod am Kreuze gelitten hast, bereite Du an diesem Orte eine Wohnung, die Deinem Dienste auf immer geweiht und geheiliget sey!" Da nun die Sonne bereits unterging, aßen sie zu Nacht und genossen die Speisen mit Dank gegen Gott. Und nachdem sie Gott noch einmal gedankt hatten, legten sie sich auf die Erde nieder, um da unter freiem Himmel zu schlafen und von den Beschwerden der Reise auszuruhen.

Gegen Mitternacht, da der Mond die Berge umher erhellte und alles umher schwieg, stand Gallus auf, um zu beten. Er glaubte, sein Reisegefährte liege im tiefen Schlafe, und fiel auf seine Knie und sein Angesicht nieder und betete. Und sieh, da kam ein Bär vom Berge herab, und verzehrte die Bröcklein, die Gallus und sein Gefährte von dem Brode, und was sie von den Fischen übrig gelassen hatten. Gallus erschrak über den Anblick des Thieres nicht. Der liebreiche Mann nahm von seinem kleinen Vorrathe in der Reisetasche ruhig ein ganzes Brod hervor, warf es ihm vor, und gebot ihm, im Namen des Herrn, damit weiter zu gehen und in Zukunft weder den Menschen noch dem Viehe in diesem Thale zu schaden. Der Bär

nahm das Brod und zog damit davon, ohne daß er nur Miene machte, dem heiligen Manne ein Leid zu thun. Hiltibold, der schon gewacht hatte, als Gallus betete, und um ihn nicht zu stören, sich nur gestellt hatte, als schliefe er, hatte wohl gesehen und gehört, was mit dem Bären vorgegangen war. Er stand auf, fiel Gallus zu Füßen und sprach: „Jetzt weiß ich wahrhaftig, daß der Herr mit dir ist, weil sogar die Thiere der Wildniß dir gehorsamen.“ Gallus sprach: „Steh auf und schweig — und sage keinem Menschen davon, was du gesehen hast.“

Als die Morgensonne über den schattigen Wald freundlich in das Thal hereinschien, sprach Gallus zu Hiltibold: „Lieber Sohn! mache dich auf, nimm das Netz und geh' an den Fluß. Mit der Hülfe Gottes, der uns Seine Gaben immer so mild und reichlich mittheilt, fängst du gewiß noch einige Fische; diese nehmen wir dann mit uns, damit wir unserm lieben Vater Willimar von dem Segen, den uns Gott hier bescherte, doch auch etwas mitbringen.“ Hiltibold sagte: „Vater, was du mir sagst, das thue ich gern und mit Freuden.“ Er nahm das Netz und eilte damit an den Fluß. Gallus entrichtete indeß seine Morgenandacht, und kam dann auch an das Wasser, und half dem Hiltibold die gefangenen Fische aus den Maschen lösen. Hierauf wanderten sie in der Gegend umher, betrachteten sie noch näher, und hatten an dem schönen grünen

Thale, dem klaren Flusse, den herrlichen Waldungen und den Bergen umher ein herzliches Wohlgefallen. Gallus war sehr vergnügt und es ward ihm nicht anders zu Muthe, wie dem frommen Jakob, als dieser im Traume die Himmelsleiter sah, und eingedenk der Worte Jakobs sprach er: „Wahrhaftig an diesem Orte ist Gott einem sonderlich nahe, und es ist hier ein Vorhof des Himmels." Er war fest entschlossen, hier für sich und seine Freunde eine Zelle zu bauen, und für immer da zu wohnen.

Als beide wieder zu dem Kreuze kamen, das Gallus in die Erde gesteckt hatte, sprach Hiltibold: „Nun wollen wir aber unsere Reisetaschen und das Netz mit den Fischen wieder aufnehmen und heimziehen." Gallus sprach: „Lieber Sohn, kehre du immerhin zurück nach Hause; ich bleibe noch eine Zeit da. In drei Tagen werde ich dir aber, will's Gott, folgen." Hiltibold sagte: „Das geht nicht. Ohne dich darf ich nicht zu Vater Willimar zurückkehren. Da könnte er ja meinen, ich hätte dich in der Widniß ermordet und ausgeplündert. Und wenn er auch nicht so schlimm von mir dächte, so würde er mich doch ausschelten und sagen: Warum hast du ihn in der Wüste allein gelassen? Augenblicklich gehe wieder hin und bring ihn mir wieder zurück! Das wäre mir dann nicht nur eine offenbare Schande, son-

dern ich hätte noch dazu doppelte Arbeit." Gallus aber sprach zutraulich: „Gehe du nur, lieber Sohn, und sey außer Sorgen. Nach drei Tagen werde ich, indem ich ja nur deinen Spuren folgen darf, sicher wieder zurückkommen." Nachdem Hiltibold fort war, brachte Gallus die drei Tage unter beständigem Beten und Fasten zu, um diesen Ort, den er sich zu einer Uebungsschule der Frömmigkeit und Tugend ausersehen hatte, so mit Gebet und Fasten einzuweihen und zu heiligen. Am vierten Tage machte er sich aber wieder auf den Weg, und kam Abends spät bei Vater Willimar an. Willimar hatte eine große Freude, da er ihn wieder erblickte, grüßte ihn auf das freundlichste und befahl, sogleich den Tisch zu decken; denn er mochte es ihm wohl ansehen, wie abgemattet und hungrig er war.

Alle drei setzten, nachdem sie zuvor andächtig gebetet hatten, sich vergnügt und fröhlich zu Tische. Unter dem Essen sprach Hiltibold: „Ich wette, wenn ein Bär da wäre, so würde Gallus ihm von den Gaben Gottes hier auch mittheilen, und ihm ein Brod darreichen." Willimar fragte, was er mit diesen Worten sagen wolle, und Hiltibold erzählte nun alles was sich in der Wüste, mit dem wilden Thiere begeben hatte.

2. Herzog Gunzo beruft Gallus nach Hof.

Gallus zog mit Magnoald und Theodor in die Wildniß, an den Ort, den er sich zu seiner bleibenden Wohnung ausersehen hatte. Sie bauten dort einige Zellen. Es sammelten sich mehrere Jünger um ihn, so daß ihre Anzahl nach und nach auf zwölf anwuchs. Gallus lebte unter ihnen, wie ein Vater unter seinen Söhnen. Er lehrte sie und ermahnte sie zu allem Guten. Sie bearbeiteten das Land und bald sah man um ihre Zellen mitten in der Wildniß einen blühenden Garten voll nützlicher Gewächse entstehen, und fruchtbare Bäume blühen. Gallus hatte mitten in der Wildniß eine geräumige Felsenhöhle gefunden. Hieher begab er sich, wenn er, nach dem Beispiele seines Lehrers Kolumban, mit Gott ganz allein seyn wollte, und brachte da, entfernt von seinen Brüdern, oft mehrere Tage in stiller Einsamkeit mit Beten und Betrachten zu.

So sehr Gallus die Einsamkeit liebte, so stiftete er aus seiner armen Zelle und seiner einsamen Felsenhöhle doch weit umher in der Welt unbeschreiblich viel Gutes. Eines Tages kam ein Bote von Gunzo, dem Herzoge von Schwaben, zu Willimar mit dem Auftrage, Willimar solle den Gallus unverzüglich nach Hof bringen. Friedburga, die einzige Tochter des Herzogs, ein Fräulein von

ungemeiner Schönheit, war sehr krank. Sie hatte oft so fürchterliche Anfälle von Gichtern, daß der Herzog fest überzeugt war, sie sey von einem bösen Geiste besessen, jedoch hoffe er, durch das glaubensvolle Gebet des heiligen Gallus könne ihr noch geholfen werden.

Willimar ließ sogleich sein Maulthier satteln, saß auf und ritt von Hiltibold begleitet zu dem heiligen Manne in die Widniß. Er fand ihn in seiner Felsenhöhle, wie er eben sein Herz mit Lesen erfreute, tröstete und erquickte. Willimar meldete ihm den Auftrag des Herzogs. Allein Gallus sprach: „Das ist eine Reise für dich, nicht für mich. Was soll ich an einem fürstlichen Hofe? Ich bleibe in meiner geliebten Wildniß.“ Willimar dachte, Gallus scheue sich vor dem Herzoge Gunzo, weil dieser ihn und seine Brüder von Bregenz hinweggeschafft habe und sprach deßhalb „Fürchte dich nicht, du frommer Diener Gottes, zu dem Herzoge zu reisen. Er hat mir heilig versprochen, daß er dir nichts zu Leid thun, sondern dir vielmehr alles Liebe und Gute erweisen werde; ja, daß er, wenn seiner geliebten Tochter geholfen werde, dich aufs herrlichste belohnen wolle.“ Gallus wollte sich aber durchaus nicht bereden lassen. Indem sie über diese Sache so mit einander redeten, kam Johannes an, ein frommer, gottesfürchtiger Diakon, der jenseits eines hohen Berges wohnte, und den

heiligen Gallus sehr oft besuchte, um sich von ihm in der heiligen Schrift unterrichten zu lassen. Gallus freute sich, ihn zu sehen, und grüßte ihn auf das Freundlichste. Johannes hatte es im Brauche, seinem lieben Lehrer allemal etwas mitzubringen. Auch dießmal war er nicht leer gekommen. Er brachte Brod und eine Flasche Wein, Butter und Honig, und einige gebratene Fische. Dem gutherzigen Gallus waren diese Geschenke diesmal besonders angenehm, weil er jetzt seinen lieben Gast Willimar doch mit etwas Besserem bewirthen konnte, als mit dem, was in seiner Höhle eben vorräthig war, mit Gemüse, Wurzeln und Kräutern. Alle drei setzten sich vertraulich zu Tische, und genossen Gottes Gabe mit Dank.

Willimar wiederholte seinen Antrag, Gallus solle mit ihm zu dem Herzoge gehen. Auch Johannes redete ihm zu. Endlich sprach Gallus zu Willimar: „Nun wohl, so bleibe denn diese Nacht hier, und morgen, so Gott will, reise ich mit dir zum Herzog.“ Willimar war darüber sehr erfreut und Johannes sprach: „Ich will mich jetzt sogleich auf den Weg nach Hause machen, und morgen früh meinen gesattelten Maulesel hieher bringen, damit ihr beide reiten könnet. Bis ihr wieder kommt, will ich in der Höhle hier bleiben, und sie schon fleißig hüten.“ Gallus sprach: „Wohl, mein Sohn, und ich will nur noch zu der Wohnung meiner Brüder gehen, und

es ihnen ansagen, daß ich verreise, und von ihnen Abschied nehmen. Morgen will ich dann, sobald es seyn kann, mit Willimar ziehen." So schieden sie von einander.

Am folgenden Morgen, nachdem der Diakon Johannes angekommen war, ritten Gallus und Willimar nach Arbon und Magnoald begleitete sie zu Fuß. Als sie dort ankamen war schon wieder ein Bote vom Herzoge da. Dieser bat sie sehr dringend, zu eilen, indem das Fräulein bereits drei Tage nichts mehr gegessen habe, und sehr krank sey. Sie setzten sich also eilends in ein Schifflein und fuhren, so schnell sie konnten über den See nach Ueberlingen, wo der Herzog eben damals Hof hielt. Spät in der Nacht kamen sie dort an und gingen, sobald es Tag ward, zum Herzoge. Der Herzog führte sie in das Zimmer seiner kranken Tochter. Sie saß auf einem niedrigen Schemmel, und ihr Haupt ruhte auf dem Schooße der Mutter; die Augen waren geschlossen, der Mund offen, und ihr Angesicht sah so blaß aus, daß man sie hätte für todt halten können. Gallus, voll des herzlichsten Vertrauens auf die Macht und Güte des Herrn, kniete nieder, erhob die Augen zum Himmel und betete unter Thränen: „Herr Jesu Christe, der Du aus Liebe zu den Menschen von einer Jungfrau wolltest geboren werden, und in Menschengestalt unter Menschen

wandeltest; der Du dem Sturm und dem Meere geboten, und den Versucher, der in der Wüste zu dir trat, überwandest und zurückweichen hießest; der Du durch Dein Leiden und Deinen Tod die Welt erlöset und uns Menschen, deine Geschöpfe, in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes versetzen wolltest; befreie diese Jungfrau von ihrer Plage, und gib, daß sie, Dein Geschöpf, Dir, ihrem Schöpfer, wieder mit freudigem Herzen dienen möge.“

Nachdem er von dem Gebete aufgestanden, nahm er sie bei der Hand und half ihr auf; sie öffnete die Augen, blickte ihn an und war von dieser Stunde von ihrem Uebel befreit. Die Freude des Vaters und der Mutter war unbeschreiblich; sie jubelten und frohlockten. Der Herzog überhäufte den heiligen Mann mit fürstlichen Geschenken, die Gallus, ungeachtet seiner Weigerung, annehmen mußte.

Gallus sagte hierauf der herzoglichen Familie, ihr dankend und sie segnend, Lebewohl, stieg mit Willimar in das Schifflein und fuhr wieder nach Arbon. Hier ersuchte er Willimar, alle Armen und Nothleidenden der Gegend zusammen zu rufen, und die Geschenke des Herzogs unter sie auszutheilen. Da sagte Magnoald zu ihm: „Lieber Vater, sieh, da ist ein prächtiges Silbergeschirr. Wenn es dir recht ist, so will ich dieses zurückbehalten, und ein Geschirr zum Gottesdienste

daraus machen lassen.“ Allein Gallus sprach: „Gedenke was Petrus der Apostel von sich sagte: „Gold und Silber hab' ich nicht!“ und laß dieses Silbergeschirr immerhin den Armen zu gut kommen. Mein Lehrmeister Kolumban hatte bei dem heiligen Opfer ja auch nur ein Geschirr von Erz, und unser Erlöser selbst ward, nicht mit goldenen, sondern mit eisernen Nägeln an das Kreuz geheftet.“

Nachdem alles ausgetheilt war, kehrte Gallus mit Magnoald in seine geliebte Einsamkeit zurück. Der Herzog aber, der von der uneigennützigen und wohlthätigen Vertheilung seiner Geschenke hörte, ward von dieser edlen Handlung sehr gerührt, und dachte darauf, sich dem wohlthätigen Manne auf eine andere Art erkenntlich zu bezeigen. Die frommen Männer wohnten in der Wüste nur in sehr schlechten Hütten, die sie sich mit eigenen Händen erbaut hatten. Er gab daher dem herzoglichen Vogte zu Arbon Befehl, sich mit Bauleuten, Zimmermeistern und Maurern zu Gallus zu begeben, und solche Gebäude herzustellen, wie sie der heilige Mann, sowohl zur Wohnung als zum Gottesdienste, nur immer wünschen konnnte.

3. Gallus bei der Bischofswahl zu Konstanz.

Nach einiger Zeit lud der Herzog Gunzo den heiligen Gallus in einem freundlichen Schreiben

nach Constanz zur Wahl eines neuen Bischofes ein; denn der vorige Bischof Gaudens war gestorben. An dem bestimmten Tage, dem ersten Sonntage nach Ostern, kamen der Herzog, mehrere seiner Grafen, und die Geistlichen aus der ganzen Gegend weit umher nach Constanz. Gallus reiste mit seinem Lehrjünger Magnoald dahin, und nahm auch den Diakon Johannes mit sich. Da alle in der Domkirche versammelt waren, sprach der Herzog zur Versammlung: „Gott, der Allmächtige, durch Dessen weise Vorsicht die ganze Kirche erhalten und geleitet wird, wolle heute Seinen heiligen Geist über uns ausgießen, damit wir einen solchen Bischof wählen, der dem gläubigen Volke wohl vorzustehen vermag, und sein Hirtenamt in der Kirche Gottes mit aller Treue verwalte." Hierauf ermahnte der Herzog die Geistlichen, einen Bischof zu wählen. Allein kaum hatten sie angefangen, sich über die Wahl zu unterreden, so war schon der einmüthige Schluß gefaßt: „Gallus hat von Allen, die ihn kennen, das allerbeste Zeugniß. Er hat eine hohe Einsicht in die göttliche Schrift, und das Licht seiner Weisheit leuchtet aus allen seinen Reden und aus seinem ganzen Lebenswandel hervor. Er ist durchaus ohne Tadel und mit jeder Tugend geziert; er ist keusch, sanftmüthig, demüthig, enthaltsam, geduldig, wohlthätig gegen die Armen, ein Vater

und Tröster der Wittwen und Waisen. Er und kein anderer soll der Hirt dieses Volkes seyn."

Der Herzog sprach zu Gallus: „Hörst du, was diese sagen und bezeugen?" Gallus antwortete: „Sie sagen nichts als Gutes; wollte Gott, es wäre auch alles wahr, was sie sagen. Sie bedenken aber nicht, daß es in dem geistlichen Rechte verboten sey, einen Fremden und Ausländer so ohne weiters zum Priester oder gar zum Bischofe zu wählen. Ich habe aber einen Diakon bei mir, Namens Johannes, der in diesem Bisthume schon lange angestellt ist. Diesem kann ich das gute Zeugniß, das sie mir geben, mit vollem Rechte beilegen. Ja ich glaube, daß er in Gottes Rathschluß schon erwählt sey, und ich stelle ihn Euch deßhalb hier vor, damit Ihr ihn zum Bischofe erhebt."

Auf dieses Zeugniß eines so heiligen Mannes, neigten sich Aller Herzen zu Johannes. Der Herzog hieß ihn hervortreten in die Mitte der Versammlung und sprach zu ihm: „Bist du der Diakon Johannes." Er antwortete: „Ja, ich bins." Der Herzog fragte weiter: „Woher bist du und wer sind deine Aeltern?" Johannes antwortete: „Ich bin aus Chur und meine Aeltern sind von geringem Stande." Der Herzog sprach hierauf: „Getraust du dir den Hirtenstab zu führen, und mit der Insul die schwere Bürde des bischöflichen

Amtes auf dich zu nehmen?" Hier trat Gallus vor, und erbot sich, anstatt seines Lehrjüngers zu antworten. Indem sie nun über diese Sache weiter mit einander sprachen, entwich Johannes aus der Versammlung, um sich in der Kirche des heiligen Stephans außer der Stadt zu verbergen. Allein mehrere Geistliche und eine Menge Volkes waren ihm dahin gefolgt, fanden ihn betend und Thränen vergießend, ergriffen ihn, und führten ihn in die Versammlung zurück. Der Herzog und die Geistlichen riefen, sobald sie ihn erblickten, einmüthig: „Der Herr hat sich den Johannes zum Bischofe auserwählt!" Und alles Volk rief mit tausend vereinten Stimmen: „Amen!"

Wie lange es anstand, bis Johannes, der unterdessen Priester geworden, zum Bischofe eingeweiht wurde, ist nicht sicher bekannt. Die Einweihung war sehr feierlich. Drei Bischöfe, von Autün, Verdün und Speier, kamen nach Constanz und führten ihn an die Stufen des Altars.

Nach vollbrachter Einweihung betrat Johannes, das erste Mal als Bischof, den Altar, das heilige Geheimniß des Opfertodes Jesu zu feiern. Als das Evangelium gelesen war, baten die Bischöfe den heiligen Gallus, dem versammelten Volke das Wort Gottes zu predigen. Gallus nahm den neugeweihten Bischof bei der Hand und führte ihn zur Kanzel. Johannes, noch im-

mer des heiligen Gallus demüthiger Schüler, hatte sich mit ihm schon zuvor unterredet, wovon er predigen solle, und Gallus hatte ihm gerathen: Von den drei wichtigen Wahrheiten: „Der Mensch im Stande der Unschuld — in seinem Verfalle durch die Sünde — in seiner Wiederherstellung durch Jesus Christus.“

Johannes bestieg die Kanzel und sprach mit inniger Rührung und hoher Begeisterung zu der dichtgedrängten Versammlung: Erstens von der Schöpfung Himmels und der Erde, und des Menschen nach dem Ebenbilde Gottes, und wie selig die ersten zwei Menschen, so lange sie Gottes Gebot befolgt, in dem Paradiese gelebt haben. Er sprach zweitens von dem traurigen Sündenfalle der ersten Menschen und von der Sündhaftigkeit, dem Verderbnisse, dem Elende aller Menschen — der Erbsünde, was er alles, sowohl aus der heiligen Geschichte, als dem gegenwärtigen Zustande der Menschen augenscheinlich darstellte. Drittens redete er mit Dank und Anbetung, von der Menschwerdung des Sohnes Gottes und zeigte ausführlich, wie Er sich durch Seine Taufe und Seine herrlichen Wunder als den Erlöser der Menschen erwies; wie Er um uns Menschen zu erlösen, sich der Schmach des Kreuzes unterwarf, und zum Heile der Menschen unter unendlichen Schmerzen am Kreuze starb;

wie Er aber glorreich wieder vom Tode auferstand, und wie diese Seine freudenreiche Auferstehung der Anfang einer neuen Schöpfung sey; wie Er über alle Himmel erhoben ward, und über alle Seine Apostel den heiligen Geist ausgoß und so Seine Kirche gründete. Er beschloß seine Predigt mit einer Schilderung des allgemeinen Gerichtstages, und der Wiederherstellung aller Dinge durch Jesus Christus.

Sowohl die Bischöfe und die Geistlichen, als auch der Herzog und das zahlreich versammelte Volk, hörten ihm mit großer Aufmerksamkeit zu. Es herrschte eine heilige Stille. Besonders ging ihnen Das zu Herzen, was er von dem Tode Jesu gesagt hatte; es war eine allgemeine Rührung und alle zerflossen in Thränen. „Wahrhaftig, sagte einer zum andern, der Geist Gottes hat heute durch den Mund dieses Mannes zu uns geredet.“ Alle wurden mit himmlischem Troste erfüllt, lobten Gott, und kehrten nach geendetem Gottesdienste mit erfreuten und erquickten Herzen nach Hause.

Der ehrwürdige Greis Gallus aber blieb noch sieben Tage bei seinem geliebten Lehrjünger, sprach mit ihm über die weise und treue Verwaltung des hochwichtigen bischöflichen Amtes, und machte ihm, da Johannes verzagen wollte, guten Muth, indem er öfter die Worte wiederholte: „Wen Gott

auserwählt hat, den darf der Mensch nicht verachten; vielmehr werden Alle Demjenigen die geziemende Ehrerbietung erweisen, den Gottes Rathschluß als ehrwürdig auszeichnet.“

Endlich kehrte Gallus, nachdem er auf seine Bitte von seinem Lehrjünger noch den bischöflichen Segen empfangen hatte, in seine geliebte Einsamkeit zurück. Obgleich aber Beide von einander schieden, so blieben sie doch im Geiste vereinigt und waren blos dem Leibe nach getrennt. Gallus war stets mit väterlicher Zärtlichkeit für seinen geliebten Lehrjünger besorgt, betete täglich für ihn, und ließ es ihm nie am heilsamen Rathe fehlen; Johannes versah aber seinen ehrwürdigen Lehrmeister mit allem reichlich, was ihm in der abgelegenen Wüste nur immer sein hohes Alter erleichtern konnte. Die gegenseitige Liebe und Verehrung der frommen heiligen Männer nahm mit jedem Tage zu.

4. Die letzten Lebenstage des heil. Gallus.

Indeß wurden die Gebäude, die der Herzog für Gallus und seine Freunde in der Wildniß aufzuführen befohlen hatte, vollendet. Schön und freundlich erhob sich die Kirche, und rings um dieselbe waren die reinlichen Zellen geordnet. Gallus, bereits ein Greis von neunzig Jahren,

dessen Anblick schon die Vergänglichkeit aller Dinge und die Hinfälligkeit des menschlichen Leibes, aber auch, da er noch immer voll Geisteskraft war, die höhere Bestimmung des Menschengeistes predigte, zog mit seinen Jüngern und Freunden in diese neuen Wohnungen ein, und verwendete seine wenigen noch übrigen Tage dazu, in dem Herzen seiner Brüder durch Wort und Beispiel eine rechte Sehnsucht und edle Begierde nach ewigen und unvergänglichen Gütern, nach dem Himmel, zu entzünden. Bei allen frommen Uebungen war er zugegen, und die Andacht, die aus seinem frommen Angesicht hervorleuchtete, durchdrang Aller Herzen mit gleicher Glut, und erhob sie zum Himmel.

Einmal hatte Gallus wie gewöhnlich mit den Brüdern zu Nacht im Chor der Kirche gebetet, und begab sich hierauf in seine Zelle, bis es Tag wurde noch ein wenig zu ruhen. Mit Anbruch des Tages rief er dem Diakon Magnoald und sprach in Geheim, ohne daß die Uebrigen davon wußten, zu ihm: „Lieber Sohn! Nach unserm gemeinschaftlichen Gebete in dieser Nacht habe ich in einem Traumgesichte erkannt, unser lieber Vater Kolumban sey, eben zu dieser Stunde, aus der Trübsal dieses Erdelebens, in die Freude des Himmels hinüber gegangen. Laß dir daher meine Bitte nicht schwer fallen, sondern mache dich auf

den Weg, und reise über die Alpengebirge nach Italien, in das Kloster Bobio, das Kolumban dort errichtet hat, und erkundige dich, wie es um den heiligen Abt stehe. Erfährst du, daß er wirklich gestorben sey, so forsche sorgfältig nach dem Tage, und erkundige dich genau nach der Stunde seines Todes, damit wir erkennen mögen, ob diese meine Ahnung wahr sey. Dann kehre eilends wieder zurück, und erstatte mir von allem getreuen Bericht.

Magnoald fiel ihm zu Füßen, und beklagte sich, daß ihm der Weg dahin unbekannt sey. Allein Gallus sprach freundlich und liebreich: „Fürchte dich nicht, und geh; der Herr wird deine Tritte lenken.“ Von diesem väterlichen Trostworte gestärkt, gehorchte Magnoald, versah sich mit Brod, bat den Vater Gallus um den Segen und machte sich eilends auf den Weg. Als er in dem Kloster ankam, vernahm er, daß sich alles so zugetragen, wie es seinem Lehrmeister Gallus in dem Gesichte angedeutet wurde. Er blieb daselbst über Nacht. Am folgenden Morgen übergaben ihm die Brüder ein Schreiben an Gallus, in dem eine Nachricht von dem Tode des heiligen Kolumban enthalten war. Ueberdies gaben sie ihm den Reisestab des heiligen Kolumban, indem sie sagten, daß Kolumban ihnen vor seinem Hinscheiden befohlen habe, diesen Stab dem Gallus, als ein Andenken zu übersenden.

Magnoald kam glücklich über das Gebirg zurück, und überreichte dem heiligen Gallus Brief und Stab. Als Gallus den Brief las und den wohlbekannten Stab seines geliebten Lehrers erblickte, ward sein Herz innigst bewegt, und er brach in einen Strom von Thränen aus. Nachdem er sich ausgeweint hatte, berief er alle seine Brüder zusammen, und erzählte ihnen die Ursache seiner tiefen Betrübniß. Sie feierten von diesem Tage an das Andenken eines so ehrwürdigen Vaters alle Jahre mit Gebet und Thränen bei dem heiligsten Opfer am Altare.

Nachdem Gallus ein sehr hohes Alter erreicht hatte, und nun mit jedem Tage erwartete, Gott werde ihn aus dieser leidensvollen Welt zu sich in seine Freude abrufen, kam der fromme Priester Willimar zu ihm in seine Zelle, und bat ihn, er möchte mit ihm nach Arbon reisen und dort noch einmal predigen. Da Gallus nicht sogleich zusagte, sprach Willimar: „Wem soll ich diese Weigerung zuschreiben, als meinen Sünden? Wenn dir mein Leben nicht mißfiele, so würdest du gewiß mit mir kommen, und mir den süßen Trost, dich in meiner Kirche noch einmal predigen zu hören, gewiß nicht entziehen. Gedenke doch nicht an unsere Sünden, liebster Vater! sondern vielmehr an den Befehl des Herrn, und verkünde das Wort der Wahrheit denen, die darnach schmachten, und welche

die Wohlthat, sich an deinem Worte zu erbauen, von deiner Güte sicher erwarten."

Der gutherzige, liebevolle Greis ließ sich von diesen Worten bewegen, und begab sich mit Willimar nach Arbon.

Den Tag darauf, der ein Festtag war, kam eine große Menge Volkes zusammen; denn die Leute wußten, daß Gallus predigen werde. Er trug das Wort Gottes mit so viel Milde und Lieblichkeit und so klar und einfach vor, daß alle ihm mit großer Andacht zuhörten, recht im Herzen erquickt und mit hoher Freude erfüllt wurden. Er blieb zwei Tage bei Willimar; am dritten Tage aber, da er abreisen wollte, überfiel ihn plötzlich ein Fieber, das so schnell und mächtig überhand nahm, daß er nicht mehr in seine Zelle zurück kehren, ja nicht einmal mehr einen Bissen genießen konnte. Alle seine Freunde waren höchst bestürzt und versammelten sich um ihn. Magnoald schickte einen Boten nach Constanz zu dem Bischofe Johannes. Allein noch ehe der Bote in Constanz angekommen war, entschlief der heilige Greis sanft im Herrn! — Er starb am sechsten Oktober, nachdem er bereits das fünf und neunzigste Jahr seines Lebens zurückgelegt hatte.

Sobald der Bischof Johannes vernommen hatte, Gallus liege zu Arbon krank, bestieg er unverzüglich ein Schifflein, den besten und vertrautesten

seiner Freunde mit einem Besuche zu erfreuen. Er hatte auch nicht vergessen, solche Speisen und Getränke mit sich zu nehmen, die einem Kranken dienlich seyn konnten. Als sich das Schifflein dem Lande näherte, scholl ihm aus dem Hause des Priesters Willimar, und von dem um das Haus versammelten Volke ein großes Jammern und Wehklagen entgegen. Darüber ward der liebevolle Bischof von einem so mächtigen Schmerzen ergriffen, daß er nicht abwarten konnte, bis das Schifflein einen bequemen Platz zum anlanden fand. Da der Grund, wo man zuerst an das Land fahren wollte, zu seicht war, so sprang er in das Wasser, watete hindurch, und eilte dem Hause zu. Als er hinein trat, wollte man den entseelten Leichnam, der bereits in Leintücher gehüllt und in den Sarg gelegt war, eben zu Grabe tragen. Johannes näherte sich dem Sarge; sein Angesicht, seine Stimme und seine Geberden zeugten von der tiefsten Trauer. Er befahl den Sarg noch einmal zu öffnen. Und als er nun die Leinwand, die das blasse Angesicht seines Freundes verhüllte, zurückschlug — da flossen die heißen Thränen, die er vergoß, noch heftiger. Er kniete an dem Sarge nieder, neigte sich über die Leiche des theuren Freundes, und rief mit einer Stimme, die fast von Weinen und Schluchzen erstickt ward: „O du lieber, guter Vater! Du herrlicher Lehrer! O warum

hast du mich in dieser gefahrvollen Welt als eine Waise allein zurück gelassen! Auf deinen Rath konnte ich immer sicher bauen. Ach dein zu früher Tod hat mir eine mächtige Stütze entrißen! Für dich zwar ist dieser Tod erfreulich; du genießest nun der Seligkeit, nach der du immer ein so brennendes Verlangen hattest! Aber für uns, die wir uns noch durch die Stürme dieser Welt hindurch zu kämpfen haben, ist dein Tod höchst — höchst traurig! Doch, so schmerzlich wir uns betrüben, daß dein sterblicher Leib todt vor uns im Sarge liegt, so innig wollen wir uns freuen, daß dein unsterblicher Geist nun in Freiheit gesetzt ist. Wir wissen es ja gewiß, wie du hier auf Erden stets durch dein Wort und dein Beispiel uns zum Guten gestärkt hast, so wirst du jetzt im Himmel nicht aufhören, für uns zu beten, und uns durch deine Fürbitte zu helfen."

Der fromme Willimar mahnte hierauf den Bischof, aufzustehen, indem das versammelte Volk warte, und es Zeit zur Kirche sey. Der Bischof ging in die Kirche und entrichtete das heilige Opfer. Nach diesem wurde der Leichnam des Gallus unter Vortragung des Kreuzes und der Begleitung einer großen Menge Volkes, unter lautem Gebet und Psalmengesang zu seiner Zelle in der Wildniß gebracht, und nach altem Brauche dort in der Kirche zwischen dem Altare und der nächsten Mauer begraben.

V.

Der heilige Magnus.

1. Magnus widmet sich ganz der Verkündigung des Evangeliums.

Nachdem der heilige Gallus seine irdische Pilgerreise in das himmlische Vaterland vollbracht hatte, fuhren seine Jünger fort in seinem Geiste zu leben und zu wirken. Die Bewohner der ganzen Gegend weit umher fanden bei ihnen Lehre, Trost und Hülfe in geistlichen Angelegenheiten. Das Kloster, Sankt Gallen genannt, Anfangs eine arme Hütte, von Gallus aus schwachen Baumstämmen, Rinden und Moos erbaut, kam immer mehr in Aufnahme. Aller Augen waren auf Sankt Gallen gerichtet. Mehrere Männer, ausgezeichnet an Geistesgaben, Frömmigkeit und Tugend, traten in das Kloster Sankt Gallen; viele adelige Jünglinge aus der Schweiz und aus Schwaben, und aus noch weiter entfernten Ländern wurden dahin gesendet, um hier zu studieren, und nicht nur zur Wissenschaft, sondern auch zur Frömmigkeit und Tugend gebildet zu werden. Jenes Kloster, das früherhin der selige Fridolin für Ordensmänner

errichtet hatte, ward dadurch nach dessen Tod verdunkelt und verschwand nach und nach aus der Geschichte; nur das von ihm gegründete Frauenstift kam in einen immer blühendern Zustand. Sankt Gallen aber wurde in Folge der Zeit eine weltberühmte fürstliche Abtei; auch die ansehnliche Stadt gleichen Namens mit ihren bedeutenden Handelshäusern und Fabriken hat ihr Entstehen diesem Kloster zu danken.

In der Geschichte des heiligen Magnus, früherhin Magnoald genannt, finden die Geschichtsforscher, was hier für einige Leser nicht unbemerkt bleiben darf, die Zeitberechnung betreffend, große Schwierigkeiten, weil jener Magnoald, der mit Kolumban aus Irland gekommen war und bei dem Tode des heiligen Gallus schon ein ziemliches Alter erreicht hatte, noch bei hundert Jahren gelebt haben müßte, um mit dem heiligen Bischofe Wickerb in Augsburg persönlich bekannt geworden zu seyn.

Allein diese Bedenklichkeit löset sich am leichtesten, wenn wir uns die Sache so vorstellen: Es war in den Klöstern gebräuchlich, daß man den Neuaufgenommenen die Namen von heiligen Männern gab, die ehemals in diesem Kloster oder diesem Orden gelebt hatten, wie denn auch zu unsern Zeiten noch Ordensgeistliche nicht nur die Namen Magnoald und Theodor, sondern auch

Kolumban und Gallus trugen. Etwa hundert Jahre, nachdem Gallus gestorben und auch seine treuen Gefährten Magnoald und Theodor längst todt waren, meldeten sich zwei jugendliche Freunde um die Aufnahme in das Kloster, und sie erhielten die Namen Magnoald und Theodor.

Man möge nun diese Ansicht gelten lassen oder nicht, so bleibt die Geschichte Magnoalds, von der Zeit an, da er als Apostel des Allgäues auftrat, und wegen seinen Thaten Magnus, der Große, genannt wurde, unverändert dieselbe. Doch, dieses dahingestellt, hören wir nunmehr seine Geschichte.

Magnus trug das sehnlichste Verlangen in seinem Herzen, nach dem Beispiele des heiligen Kolumban und Gallus, den Völkern, die noch im Heidenthume lebten, das Evangelium zu verkündigen. Sein Augenmerk war auf jenen Theil Schwabens gerichtet, der zwischen den zwei Flüssen Iller und Lech gegen das Gebirg hin liegt, und das Algäu genannt wird, wo damals die Menschen, aus Mangel an Lehrern, theils sehr unwissend im Christenthume, theils gar noch dem Heidenthume ergeben waren, da hingegen die übrigen Bewohner Schwabens sich schon zum Christenthume bekannten und ihre Seelsorger hatten, ja zu Konstanz und Augsburg, sich schon seit längerer Zeit her Bischöfe befanden. Magnus



betete öfter inbrünstig, Gott wolle ihm, wenn es anders Sein heiliger Wille sey, eine Gelegenheit zeigen, dahin zu reisen. Als er nun eines Tages wieder besonders innig so gebetet hatte, und aus der Kirche trat, begegnete ihm ein frommer Priester aus dem Bisthume Augsburg, Namens Tosso. Er hatte die weite Reise hieher gemacht, um das Grab zu besuchen, in dem die Gebeine des heiligen Gallus ruhten; noch mehr aber um bei den Jüngern des heiligen Gallus, die sich noch immer so nannten, und von seinem Geiste beseelt waren, sich zu erbauen.

Dieser Tosso wird als ein sehr erleuchteter Mann geschildert. Man erzählte von ihm, daß er ein Licht hatte, das ihm auch zu Nacht, auf allen dunkeln Wegen leuchtete, und das kein Sturmwind und kein Platzregen auslöschen konnte. Einige legten das so aus, als habe er auf seinen Reisen eine Kerze in der Hand getragen, die sich, sobald es Nacht wurde, von selbst anzündete, und die dann kein Wind mehr ausblasen und kein Regen mehr auslöschen konnte. Allein unter diesem Lichte ist ganz gewiß das Licht des Glaubens zu verstehen, das uns auch auf den dunkelsten Wegen des Lebens eine sichere Leuchte ist, und wenn wir es anders bewahren wollen, von allen Stürmen der Welt nicht kann ausgelöscht werden.

Als Tosso zu Sankt Gallen ankam, eilten Mag-

nus, Theodor und andere Geistliche des Klosters herbei, begrüßten ihn auf das freundlichste, führten ihn zuerst in die Kirche und zu dem Grabe des heiligen Gallus, und bewirtheten ihn dann auf das liebreichste. Sie zeigten ihm die Merkwürdigkeiten des Klosters, vorzüglich ihre Büchersammlung, die sehr ansehnlich war, weil die unermüdet fleißigen Männer mit großem Eifer die Werke der heiligen Väter, der Kirchenlehrer, und auch andere wissenschaftliche Bücher theils angeschafft, theils abgeschrieben hatten. Dieser Eifer erhielt sich bis auf die spätesten Zeiten, und die Bibliothek von Sankt Gallen ward eine der Berühmtesten, die einen Schatz von seltenen Büchern und merkwürdigen Handschriften enthielt. Religion und Wissenschaft ging bei diesen frommen und gelehrten Ordensbrüdern immer Hand in Hand.

Magnus erzählte nun dem frommen Priester Tosso, wie er schon lange nichts sehnlicher gewünscht habe, als den Bewohnern Allgäus das Evangelium Jesu Christi zu verkünden, und eben, bevor Tosso angekommen sey, um Erfüllung dieses Wunsches zu Gott gefleht habe. Tosso war darüber hoch erfreut. Er war mit Genehmigung, ja vielleicht auf Geheiß seines Bischofes nach Sankt Gallen gereist, um diese Pflanzschule würdiger Geistlichen näher kennen zu lernen, und wo möglich einen oder den andern der geistreichen

Männer mit nach Augsburg zu bringen. Er machte daher dem Magnus den Antrag, ihn dahin zu führen, und ihn dem Bischofe von Augsburg vorzustellen, der ihm dann mit Freuden bewilligen werde, dem gutmüthigen Volke im Allgäu das Wort des Lebens zu verkünden. Magnus war nun fest überzeugt, Gott habe ihm diesen frommen Priester zugesendet, ihm ein Wegweiser dahin zu werden. Theodor erbot sich, seinen Freund Magnus zu begleiten. Alle Drei gingen zu dem Abte, und Magnus bat um die Erlaubniß, mit Theodor die vorhabende apostolische Reise antreten zu dürfen. Der Abt rief alle seine Mitbrüder zusammen; alle stimmten überein, die Sache sey von Gott, und die Bitte des Magnus wurde gewährt. Der Abt hing ihm an einem Bande ein kleines hölzernes Kreuz an, in dem sich Reliquien befanden, damit er es immer auf der Brust trage, überreichte ihm ein Evangeliumbuch, und gab ihm den Stab in die Hand, dessen sich Kolumban und nach ihm Gallus auf ihren apostolischen Reisen bedient hatten. Magnus und Theodor knieten dann nieder, damit der Abt sie segne, und beide traten mit Tosso, von dem Abte und allen Brüdern unter den heißesten Segenswünschen an die Klosterpforte begleitet, ihre Reise an.

2. Magnus kommt nach Bregenz und Kempten.

Magnus, Theodor und Tosso wanderten in brüderlicher Eintracht längs dem Bodensee hin, und näherten sich dem Städtchen Bregenz. Da stand ein Blinder am Wege, der sie um ein Almosen bat. Magnus sprach: „Ich bin es zwar nicht würdig, mich mit dem Apostel zu vergleichen, der da sprach: Gold und Silber habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir. Allein dennoch bete ich glaubensvoll zu dem Herrn, der die Blinden sehend machte und auch seinen Aposteln die Macht gab, solche Dinge zu thun, Er wolle deine Augen eröffnen, daß du sehest und dein Brod wieder mit der Arbeit deiner Hände verdienen mögest." Er bestrich die Augen des Blinden mit Speichel, und die verschlossenen Augen öffneten sich. Der Blinde sah, und fiel Magnus zu Füßen und rief: „O Herr, ich sehe! Wenn du willst, so will ich dir folgen und dir mein Lebenlang dienen." Magnus sprach: „Wenn du dem Herrn dienen willst, so magst du mir folgen." Der sehendgewordene Blinde folgte ihm, des festen Entschlusses, ihn von dieser Stunde an nicht mehr zu verlassen. An der Stelle, wo dieses geschah, wurde eine Denksäule errichtet, und bis in unser Jahrhundert unterhalten.

Diese wunderbare Begebenheit war den frommen Männern, die da hinzogen, die blinden Heiden mit dem Lichte des Evangeliums zu erleuchten, sogleich zu Anfang ihrer Reise ein sinnliches Zeichen und Unterpfand, daß Gott mit ihnen sey und ihre Bemühungen segnen werde.

Von Bregenz aus zog Magnus mit seinen Gefährten am Fuße des Hochgebirges hin und kam an den Illerstrom. Jene Gegenden zwischen der Iller und dem Lech gehörten damals zu den furchtbarsten von ganz Schwaben. Berg und Thal waren voll undurchdringlicher finsterer Tannenwälder, voll breiter Seen und Moräste, und erstreckten sich bis an das Alpengebirg, dessen kahle Felsengipfel, die meiste Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt, sich über die Wolken erheben. Nicht nur erzeugten Seen und Moräste, allerlei Ungeziefer, das den Aufenthalt in diesem Lande beschwerlich machte, sondern in den Wäldern hielten sich viele wilde grimmige Thiere auf, Bären und Wölfe und andere Ungeheuer. Die armen Bewohner, damals noch nicht mit Feuergewehren versehen, mußten den dürftigen Boden zum magern Ackerfelde und zur schmalen Weide für ihr Vieh, erst den wilden Thieren abgewinnen, und konnten sich ihrer kaum erwehren. Der Anbau eines Landes mußte in alten Zeiten erst mit Ausrottung solcher Ungeheuer anfangen, und die heidnischen Völker der Vor-

welt erwiesen daher solchen Männern, die darin glücklich waren, sogar göttliche Verehrung.

Als Magnus und seine Reisegefährten in die waldigen Gegenden bei Kempten kamen, sagte man ihnen, ein grimmig wildes Ungeheuer von einem Thiere mache den Weg, den sie nehmen wollten, höchst unsicher. Die Leute nannten das Thier sogar einen Drachen, und betheuerten, mehrere Männer, die darauf Jagd gemacht hatten, seyen von dem Unthiere zerrissen und aufgefressen worden. Tosso sprach: „Hier ist nicht gut zu verweilen; wir wollen einen andern Weg einschlagen, und schnell weiter ziehen, damit wir nicht auch aufgezehrt werden." Allein Magnus, dem das Vertrauen auf Gott einen festen Muth eingeflößt hatte, und der durch strenge Lebensart und öftere Kämpfe mit wilden Thieren gegen solche Gefahren abgehärtet war, sprach wohlgemuth: „Nein, wir wollen auf den Schutz Gottes vertrauend, uns von unserm Wege nicht abwendig machen lassen. Unser Herr, Jesus Christus, durch Dessen Macht Gallus Bären und Wölfe verscheuchte, wird uns Kraft geben, auch dieses Thier zu überwältigen."

Sie waren noch nicht gar weit gegangen, so sahen sie das Thier von Ferne kommen. Tosso rief: „O was hab' ich gethan, daß ich diese frommen Männer dem Rachen dieses Unthiers überlieferte!" Er kletterte eilends auf einen Baum und

der ehemalige Blinde folgte seinem Beispiele. Theodor aber wollte seinen Freund nicht allein lassen und ihm zur Seite bleiben. Allein Magnus sprach zu Theodor: „Bete, lieber Bruder, damit der barmherzige Gott uns errette!" Theodor fiel auf die Knie nieder und Magnus ging dem Thiere beherzt entgegen, versetzte ihm mit seinem Stab einen heftigen Schlag auf den Kopf, daß es betäubt niederstürzte, und dann mit leichter Mühe von ihm vollends erlegt wurde. Als Theodor dieses sah, stand er auf, erhob beide Arme zum Himmel und rief: „Allmächtiger Gott, der Du Himmel, Erde, Meer und Alles, was darin ist, erschaffen hast, Dir danke ich, Dich bete ich an, Dich lobe und preise ich, daß Du uns aus dieser großen Lebensgefahr errettet hast."

Er eilte auf Magnus zu, schloß ihn in seine Arme und sprach, eingedenk, daß er kurz zuvor einen Blinden sehend gemacht, zu ihm: „Von nun an wirst du mit Recht, Magnus der Große genannt!" Diesen Namen verdiente er aber noch mehr, weil er die Blinden am Geiste erleuchtete, und nicht nur wilde Thiere, sondern noch vielmehr die wilden Leidenschaften der Menschen besiegte.

Magnus sprach: „Nenne mich nicht groß, lieber Bruder, ich bin der Geringste unter den Dienern Gottes. Gott hat dein frommes Gebet er-

hört; nicht meinem Verdienste, Seiner Erbarmung gebührt alle Ehre."

Tosso und der sehend gewordene Blinde stiegen nun wieder von dem Baume herab, fielen Magnus zu Füßen und bezeigten ihm ihre Ehrfurcht. „Nun," sprach Tosso, „führe ich dich unverzagt überall hin, wohin du nur immer willst, sey's auch in die schauerlichste Wildniß. Denn nun sehe ich, daß Gott dich mit Kraft ausgerüstet hat, auch den Aufenthalt der wildesten Thiere für Menschen bewohnbar zu machen.

Magnus ging hierauf vollends bis Kempten, wo sich damals ein altes zerfallenes Schloß, noch aus den Römerzeiten her, und einige menschliche Wohnungen befanden. „Hier," sprach er, „wollen wir eine Weile bleiben, eine kleine Kapelle bauen, und dem Volke dieser Gegend den Glauben an Jesus Christus verkünden."

Tosso, der in der Gegend bekannt war, ging in die umliegenden Orte und sagte es den Leuten, das wilde Thier sey erlegt. Da hatten sie eine große Freude, kamen in Menge herbei, und staunten den Mann an, der sich so tapfer erwiesen habe. Auch brachten sie ihm und seinen Freunden Lebensmitteln aller Art. Magnus aber fing an, ihnen das Evangelium Jesu zu predigen. Sehr viele bekehrten sich auf seine Predigten zum Glauben an Jesus Christus, und Tosso, der

Priester, taufte sie. Sie dankten Gott und viele von ihnen machten sich hier ansässig, errichteten sich Wohnungen, und fingen an das Feld zu bauen. Als nun auf diese Art hier eine christliche Gemeinde entstanden war, sprach Magnus zu Theodor: „Lieber Bruder! Ich will nun weiter ziehen; es wird aber gut seyn, daß du hier bleibest und das Volk weiter unterrichtest und dem Herrn bewahrest. Es werden von nun an immer viele Menschen hieher kommen, nicht mehr der Jagd wegen, sondern um Gott anzubeten. Auch Diese heilige dem Herrn."

Theodor antwortete: „Ich will thun, wie du gesagt hast! Sobald ich aber hören werde, daß du dich an dem Orte, den dir der Herr erwählte, festgesetzt hast, so werde ich zu dir kommen und dich besuchen." Hierauf nahmen sie voneinander Abschied und umarmten einander unter Segenswünschen und frommen Blicken zum Himmel. Magnus nahm den Priester Tosso als Wegweiser mit sich; den ehemaligen Blinden ließ er aber dem Theodor zurück.

3. Magnus zu Epfach, Roßhaupten, Waldenhofen und Füssen.

Magnus und Tosso gingen nun über die Iller, und reisten geraden Weges nach Epfach, jenseits des Leches; denn Tosso hatte gehört, daß der heilige

Wikterp, Bischof von Augsburg, sich eben dort, auf seinem väterlichen Landgute aufhalte. Epfach war damals noch ein ansehnlicher Ort, in dem sich ein altes Römerschloß befand.

Da Tosso den Bischof schon kannte, so ging er zuerst allein zu ihm, und erzähte ihm Alles, was er von Magnus gesehen und gehört hatte. Der Bischof hatte eine große Freude, ließ Magnus rufen, empfing ihn auf das freundlichste, bat ihn, einige Tage zu bleiben, und Magnus mußte ihm täglich erzählen, was sich Alles mit Kolumban und Gallus zugetragen hatte. Der Bischof erkundigte sich auf das genaueste um alle, auch die kleinsten Umstände ihres Lebens, ihrer Reisen, ihrer Reden und Thaten. Bischof Wikterp erfuhr da gar Vieles, was ihm bisher unbekannt gewesen, und konnte nicht satt werden, dem begeisterten Erzähler, der oft bis zu Thränen gerührt war, zuzuhören.

Eines Morgens aber sagte Magnus: „Nun ist es Zeit, daß ich mein Predigtamt antrete." Er bat den Bischof um Erlaubniß dazu, und um den bischöflichen Segen. Der Bischof war dazu bereit, und gab ihm den Tosso, der dieses wünschte, zum Begleiter mit, und überdies einen Wegweiser und noch andere Männer, die ihnen Lebensmittel und Gepäcke, wofür der Bischof gesorgt hatte, nachtragen, und ihnen alle erdenkliche Dienste leisten

mußten, die sie auf der Reise etwa nothwendig haben würden.

Sie kamen nach Roßhaupten, einem damals noch kleinen Dorfe am Lechflusse. Nicht weit davon befindet sich eine Schlucht, Tiefenthal genannt, wo sich eben damals ein furchtbares reißendes Thier aufhielt, das schon manchen friedlichen Wanderer gefressen, ja auch manchen Reiter angefallen, und das Roß, indem der Mann mit genauer Noth entfloh, bei der Gurgel gepackt, zerrissen und aufgezehrt hatte. Von den umher liegenden Schädeln der Rosse bekam das Dorf den Namen Roßhaupten, den es noch trägt.

Magnus ging in eine benachbarte Hütte, betete da mit Tosso und den übrigen Männern bis gegen Mitternacht, befahl ihnen dann, im Gebete zu verharren, und machte sich auf, das Ungeheuer zu bekämpfen. Der Wegweiser, ein gottesfürchtiger Mann, rüstig und voll Muth, ließ sichs nicht nehmen, ihn zu begleiten. Es war heller Mondschein. Magnus, mit dem Kreuze auf der Brust und dem Stabe in der Hand, näherte sich voll Vertrauens auf Gott der gefährlichen Schlucht. So groß aber sein Vertrauen auf Gottes allmächtige Hülfe war, so vernachläßigte er doch jetzt, da ihm die Gefahr nicht so unerwartet kam, die natürlichen Mittel nicht. Er hatte aus Pech, Harz und Schwefel, eine Kugel, fast so groß wie eine Kegelkugel be-

reitet. Diese wußte er dem Unthiere, das mit aufgesperrtem Rachen auf ihn losstürzte, mit so ruhiger Geistesgegenwart und so besonderer Gewandtheit vorzuhalten, daß es mit den Zähnen hineinbiß, die Zähne aber nicht mehr losmachen konnte. Hierauf schlug er Feuer, zündete die Kugel an, und das Thier wälzte sich sterbend zu seinen Füßen und war bald ganz todt. Der Wegweiser sprang eilig zurück zur Hütte und rief freudig hinein: „Das Thier ist erlegt.“ Alle kamen heraus und erblickten Magnus, knieend und mit erhobenen Händen Gott dankend. Sie fielen neben ihm auf die Knie, und dankten Gott mit ihm. Alle Bewohner des Dorfes kamen am frühesten Morgen heraus, besahen das erlegte Raubthier, freuten sich, jubelten, und dankten Gott mit lauter Stimme. Ein steinernes Denkmahl mit einem Gemälde in der Vertiefung der Mauer, das die Begebenheit vorstellt, ist hier wahrscheinlich noch zu sehen. Der Maler hat das unbekannte wilde Thier als einen gräulichen Drachen abgebildet.

Magnus ging nun auf Tosso's Anrathen über den Lechstrom. Sie kamen auf eine schöne, weite Ebene, und erblickten ein Dorf, das damals noch klein war, aber jetzt ziemlich groß und ansehnlich ist. Von dem ersten Bauernhofe, der hier nahe am Walde errichtet worden, hieß es Waldenhofen, wie es noch jetzt heißt. Die Bewohner hatten

zu jener Zeit weder eine Kirche, noch einen öffentlichen Gottesdienst. Magnus war sogleich entschlossen, hier eine Kirche zu erbauen. Er suchte einen bequemen Platz aus, hing sein Kreuz an einen hohen Baum, fiel mit Tosso auf die Knie, und beide beteten, Gott wolle dieses Vorhaben segnen. Die Kirche, oder vielmehr Kapelle, wurde nur von Holz erbaut und kam bald zu Stande. Die Leute im Dorfe hatten voll Freude dazu mitgeholfen.

Magnus und Tosso begaben sich nun wieder zu dem Bischofe Wikterp, und baten ihn, die neue Kirche einzuweihen. Der Bischof kam mit Freuden. Mit großer Andacht wohnten die Einwohner des Dorfes und der ganzen Umgebung der Einweihung der Kirche, der Predigt des heiligen Magnus, und dem Hochamte bei, das der Priester Tosso hielt. Diese Kirche ist die erste, christliche Pfarrkirche in dem ganzen oberen Theile des Bisthumes. Es kamen immer so viele Leute hieher, daß Magnus diesen Ort die Versammlung der Völker nannte.

Tosso blieb, auf die Bitte des Magnus und mit Genehmigung des Bischofes, als Pfarrer hier; Magnus aber reiste, mit seinem Wegweiser weiter hinauf an dem Lechflusse, und kam bis an den Fuß des Alpengebirges, und an die Stelle, wo der Lechfluß zwischen Felsen hervorbricht. Diesen

Theil der hohen Gebirge, die sich durch das Tyrol und einen Theil Italiens hinziehen, nennt man die Julischen Alpen; die Gebirgsschlucht aber, aus der wie aus einem Schlunde der Lech sich ergießt, nannte man Fauzes, heut zu Tage Füssen. Hier fand Magnus einen Platz aus, wo er seine Wohnung aufschlagen wollte, und wo er, wie einst Kolumban und Gallus gethan hatten, in der Folge ein Kloster anbauen könnte. Er begab sich hierauf zu seinem Freunde Tosso, und dieser verschaffte ihm Arbeiter, mit deren Hülfe Magnus eine Kapelle, einstweilen nur von Holz, und eine kleine Wohnzelle zu Stande brachte. Diese öde, wüste Gegend hatte Magnus auch deßhalb zu seinem Aufenthalte erwählt, weil die Gebirgsöffnung, die sich der Lech gebrochen hatte, zu einer Straße ins Tyrol und nach Italien benützt, und von vielen Reisenden besucht wurde.

4. Magnus wird Priester und Tosso Bischof.

Magnus widmete sich hier, am Fuße des Hochgebirgs, ganz seinem apostolischen Berufe. Er reiste umher, verkündete den armen Bewohnern des Landes das Evangelium, machte mit der Hülfe Gottes viele Kranke gesund, und heilte viele Gebrechliche. Auch kamen immer viele Menschen aus entfernteren Gegenden zu seiner Zelle, ihn zu hö-

ren, und bei ihm in ihren mancherlei Bedrängnissen und Leiden Trost und Hülfe zu suchen. Magnus gewann, als ein frommer, heiliger Mann, das allgemeine Zutrauen, und die innige Verehrung aller Gutgesinnten, und man verehrt in ihm noch jetzt den Apostel des Allgäus.

Der Bischof Wikterp vernahm mit Freuden, welchen großen Segen Magnus durch seine Lehren und Thaten in dem Lande umher verbreite; denn Tosso erstattete ihm über Alles den genauesten Bericht. Der Bischoff schickte dem Magnus einige Männer zu, die ein großes Verlangen zeigten, dessen Jünger zu werden. Magnus nahm sie freudig und liebevoll auf, unterrichtete sie und bediente sich ihrer als Mithelfer in seinem großen heiligen Berufe. Mit ihrer Hülfe rottete er die Raubthiere aus; er legte Sümpfe trocken, und leitete stehende Wasser ab, wodurch auch vieles schädliche Ungeziefer vertilgt wurde, und er in den Ruf kam, durch ein Wunder das Land davon befreit zu haben. Er brach ein Stück Landes, das mit wildem Gebüsch bedeckt war, zu Aeckern um. Sein Hauptgeschäft blieb aber immer, Sünde und Laster auszurotten, und die menschlichen Herzen zu einem guten Erdreich zu bereiten, und den Samen des Wortes Gottes darin auszusäen.

Wikterp, der fromme Bischof, war deßhalb darauf bedacht, dem Werke, das Magnus zum

Heile der Menschen angefangen hatte, durch eine hinreichende Stiftung eine bleibende Dauer zu verschaffen. Er reiste zu Pipin, dem Könige der Franken, dessen Gebiet sich damals bis hieher erstreckte. Der Bischof schilderte dem gottseligen Könige Pipin das segensreiche Wirken des apostolischen Mannes ganz der Wahrheit gemäß, und ersuchte den König, den frommen Magnus in seinen Schutz zu nehmen, und ihm bei dessen heilsamen Unternehmungen behülflich zu seyn. Pipin schenkte dem Magnus den Grund, auf dem er sich angebaut hatte und dazu noch eine weite Strecke des Landes, wies ihm mehrere Abgaben an, welche die Bewohner bisher an den König zu leisten hatten, und gab Befehl, eine größere Kirche zu bauen und die engen Klostergebäude zu erweitern. Ueber alle diese Schenkungen ließ Pipin eine königliche Urkunde ausfertigen, übergab sie dem Bischofe, und dieser überbrachte sie dann selbst dem hocherfreuten Magnus.

Magnus, der nun die Gegend umher als sein Eigenthum betrachten konnte, war auch für das Zeitliche der Einwohner besorgt; er gab ihnen Anleitung, öde Gründe urbar, und die bereits angebauten fruchtbarer zu machen. Auf alles, was den armen Leuten nützlich seyn konnte, war er aufmerksam. Einst wandelte er, die Gegend untersuchend, an dem hohen Berge hin, der Seiling

genannt. Magnus hatte einen Bären zahm gemacht, der ihn begleitete. Nahe bei einer hohen Tanne, wo der Bär seine Höhle gehabt hatte, scharrte das Thier in dem Boden. Magnus sah nach und entdeckte Eisenadern, ließ weiter nachgraben und legte zum Besten der Bewohner dieser Gegend ein Eisenbergwerk an.

Theodor, der treue Mitbruder und Reisegefährte des heiligen Magnus, der indeß zu Kempten unter vielen Widerwärtigkeiten, aber nicht ohne Segen das Evangelium geprediget hatte, vernahm, was Magnus mit der Hülfe Gottes während dieser Zeit Alles gewirkt hatte. Er machte sich auf, ihn zu besuchen. Ganz unerwartet trat er in die Zelle seines geliebten Freundes. Beide umarmten sich unter Freudenthränen. Theodor erzählte, wie vieles Ungemach er indeß von einigen Bewohnern der Gegenden an der Iller, die Illerau genannt, zu erdulden gehabt; daß es ihm aber doch gelungen sey, an der Iller eine Kirche zu erbauen, die eben erst fertig geworden. Er äußerte den Wunsch, der Bischof Wikterp wolle die Gnade haben, sie einzuweihen.

Magnus, reiste mit Theodor zu dem Bischofe, der sich eben wieder zu Epfach befand. Sie trafen ihn eben im Gebete begriffen. Magnus stellte ihm den Theodor vor, erzählte ihm Alles, was Theodor bereits gethan hatte, und trug auch Theodors

Bitte vor, die neu erbaute Kirche einzuweihen. Der Bischof versprach, sobald er Zeit finden werde, die Bitte zu erfüllen, sagte aber, er werde zuvor noch ein anderes Geschäft vornehmen. Er wolle den Magnus, der sich, wiewohl er nur erst Diakon war, in allem seinen Thun und Lassen als einen apostolischen Mann bewährt habe, zuvor zum Priester weihen. Magnus war darüber bestürzt, hielt sich einer solchen Ehre nicht würdig und nannte sich mit aufrichtiger Demuth einen Sünder. Indem Magnus sich so demüthigte, erschien sein Angesicht wie verklärt und Wikterp, Tosso und Theodor sahen sein Haupt wie von Strahlen umgeben. Der Bischof umarmte ihn mit heiliger Freude — und Magnus ward zum Priester geweiht.

Bischof Wikterp reiste hierauf, von Magnus und Theodor begleitet, nach Kempten, um dort die Kirche einzuweihen. Eine große Anzahl Volkes fand sich bei der Feierlichkeit ein. Der Bischof hielt vor Erweihung der Kirche, eine kurze, aber geistreiche Anrede an das versammelte Volk, und forderte dann den Magnus auf, dem Volke das Wort Gottes noch ausführlicher zu verkünden. Beide, der Bischof und Magnus, redeten mit himmlischer Begeisterung, und ihre Worte machten auf alle Herzen tiefen Eindruck. Am dritten Tage kehrten Beide zurück nach Hause; Theodor aber

blieb in Kempten. Dies war der kleine Anfang der großen gefürsteten Abtei Kempten, die, so lange sie bestand, den Theodor als ihren ersten Stifter verehrte.

Etwa zwanzig Jahre, nachdem Magnus sich in Füssen angesiedelt hatte, starb der heilige Bischof Wikterp. Der Priester Tosso, der den heiligen Abt Magnus in das Bisthum Augsburg eingeführt hatte, wurde als ein vertrauter und würdiger Freund des seligen Wikterps zum Bischofe gewählt, und führte den Hirtenstab, mit so hoher Weisheit und einem so frommen Eifer, daß er den heiligen Bischöfen Augsburgs beigezählt wurde.

5. Magnus vollendet seinen Lebenslauf auf Erden.

Wenige Jahre nach dem Tode des heiligen Bischofs Wikterp wurde Magnus von einem heftigen Fieber ergriffen. Er fühlte, das Ende seiner Pilgerschaft auf Erden sey nahe, und schickte seinem alten treuen Jugendfreunde Theodor, dessen Angesicht er vor seinem Tode noch sehen wollte, einen Eilboten. Theodor machte sich augenblicklich auf den Weg, und fand seinen geliebten Freund, als er in dessen Zelle trat, schon sehr entkräftet. Theodor gab auch dem Bischofe Tosso Nachricht, von der Krankheit ihres gemeinschaftlichen Freun-

des. Der Bischof kam sogleich selbst, trat, reichliche Thränen vergießend, an das Sterbebett des heiligen Abtes, und nannte ihn seinen Vater, seinen Lehrer! Magnus bat den Bischof, nicht zu weinen, tröstete ihn mit dem Wiedersehen im Himmel, und empfahl sich in sein Gebet. Der letzte Augenblick war da; Bischof Tosso und Theodor blickten tief betrübt und stille betend auf das erblaßte Angesicht des Sterbenden. Da hörten sie auf einmal eine Stimme, die rief: „Komm, Magnus, komm, empfange die Krone, die der Herr dir bereitet hat." Der Bischof aber sprach zu Theodor und den Umstehenden: „Wir wollen nicht mehr weinen; wir wollen uns vielmehr freuen, daß Magnus nun der ewigen Seligkeit genießt. Wir wollen uns nun in die Kirche begeben, und Gott für all das Gute, das Er durch Seinen treuen Diener Magnus hier auf Erden gewirkt hat, ein Dankopfer entrichten."

Die Leiche wurde in einen ganz neuen steinernen Sarg gelegt, den der reiche Besitzer eines Schlosses in der Gegend für sich hatte bereiten lassen, ihn aber jetzt aus Ehrfurcht gegen einen so heiligen Mann zu dessen Begräbniß hergab. In der kleinen Kapelle, die Magnus sogleich nach seiner Ankunft zu Füssen erbaut hatte, wurde die Leiche zur Erde bestattet. Magnus starb im Jahre nach Christi Geburt siebenhundert zwei und siebenzig,

den sechsten September, der in diesem Jahre auf einen Sonntag fiel, Morgens um neun Uhr. Hundert Jahre später ließ der Bischof Lanto von Augsburg die Gebeine des Heiligen erheben, und in die schöne Klosterkirche zu Füssen beisetzen.

Das Andenken des heiligen Magnus als des ersten Abtes des ältesten Klosters im Bisthume, wird noch jetzt hoch in Ehren gehalten, und der sechste September, der Tag an dem er starb, ist seinem Namen gewidmet. In dem Kloster Füssen wurde dieser Tag bis auf unsere Zeiten als ein Festtag gefeiert, an dem sich immer eine große Menge Volkes in der Klosterkirche einfand. Auch zum ehrenden und dankbaren Andenken des Königs Pipin, des Erbauers und Stifters des Klosters, wurde alljährlich ein feierliches Hochamt gehalten. In der Gegend von Füssen dient noch Manches dem Volke zur Erinnerung an Magnus. Bei Roßhaupten erinnert, wie schon bemerkt worden, ein steinernes Denkmal an ihn. An der Stelle, wo Magnus, nicht weit von Füssen, den Lech überschritt, ist schon von Alters her ein Fußstapfen in den Felsen eingehauen, von dem Volke der Magnusschritt genannt. Den Acker, den er zuerst angebaut hat, nennt das Landvolk noch jetzt Sankt Magni Äckerlein. An der Stelle, wo die Kapelle von Holz stand, die Magnus einst errichtete, und in der auch seine Gebeine lange Zeit

ruhten, steht jetzt eine schöne steinerne Kapelle, die dem Andenken an Magnus, Gallus und Kolumban gewidmet ist. In der Klosterkirche zeigt man noch den Kelch, dessen Magnus sich bei dem heiligen Meßopfer bediente, das kleine Kreuz, das er am Halse hängend auf der Brust trug, und den Wanderstab, mit dem er aus weiter Ferne her in dieses Land gekommen war.

Es ist schön und lobenswerth, daß geschichtliche Denkmale und ehrwürdige Alterthümer für die Nachwelt aufbewahrt wurden, damit wir uns bei ihrem Anblicke an die Verdienste, an die Tugenden und Arbeiten solcher heiligen Männer dankbar erinnern, und das Beispiel ihrer Tugenden an uns nicht verloren gehen lassen, sondern alle die Wohlthaten, die wir ihnen zu danken haben, uns zu Nutzen machen.

VI.

Der heilige Othmar
und der heilige Notker.

Auf Sankt Gallen, woher der heilige Magnus nach Schwaben gekommen und der Apostel des Allgäus geworden, müssen wir noch einmal zurückblicken!

Nach dem Tode des heiligen Gallus war in dem von ihm errichteten Kloster der heilige Othmar der merkwürdigste Abt.

Othmar war von adeliger Abkunft. Seine Aeltern sind, so viel man weiß, frühe gestorben. Sein älterer Bruder führte ihn dem Grafen Viktor zu Chur in Graubündten vor, und empfahl ihm den Knaben. Der Graf sorgte dafür, daß er christlich erzogen und in allen Wissenschaften jener Zeit wohl unterrichtet wurde. Das Gemüth des jungen Othmar war, von Kindheit an, auf göttliche Dinge gerichtet. Der Glanz eines gräflichen Hofes war nicht nach seinem Sinne. Sein einziges Verlangen war, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er ward Priester und dann seinem Wunsche gemäß Landpfarrer zu Sankt Florin,

einem kleinen Dorfe in Graubündten, unweit des Bergschlosses Remus. Die Weisheit, mit der er lehrte und die Heiligkeit seines Wandels erleuchtete, als ein Licht in der Finsterniß, rings umher die ganze Gegend. Er wurde zum Abte von Sankt Gallen berufen. Er war aber zu bescheiden, diese Würde übernehmen zu wollen. Allein der Graf Viktor zu Chur und der Graf Waldram in Thurgau drangen mit Bitten so sehr in ihn, sich dieser Bürde zu unterziehen, daß er endlich diesen Rath als den Willen Gottes ansah, und ihn befolgte.

Mit ihm kam neues Leben in das Kloster. Das Erste, was er that, war, daß er die Ordensregel des heiligen Benedikts einführte, mit der er sich sehr vertraut gemacht hatte. Alle im Kloster nahmen sie mit Freuden an, und sie brachte auch sehr gesegnete Früchte. Der Gottesdienst wurde feierlicher gehalten und die klösterliche Einrichtung aufs beste geordnet.

König Pipin verlieh dem Abte Othmar eine Strecke Grund und Boden in der Umgegend als Eigenthum des Stiftes. Othmar erweiterte die Klostergebäude, um mehrere Ordensgeistliche aufnehmen zu können; auch errichtete er ein Haus für Knaben und Jünglinge, die dem Stifte zur Erziehung und zum Unterricht in der Religion und Wissenschaften anvertraut wurden. Nächst dem Kloster ließ er ein Krankenhaus erbauen, und über-

dies noch in einiger Entfernung eine abgesonderte Wohnung für solche Kranke die mit dem Aussatze behaftet waren, einer damals in Deutschland sehr gewöhnlichen Krankheit.

In so großem Ansehen damals ein Abt stand und so hoch, vorzüglich der Abt Othmar, verehrt wurde, so blieb er doch immer der demüthige und bescheidene Mann, der er von jeher gewesen. Als er älter wurde und seine apostolischen Reisen umher, um zu predigen, die heiligen Sakramente auszuspenden und geistliche Anordnungen zu treffen, nicht mehr zu Fuß machen konnte, bediente er sich zum Reiten keines prächtig aufgezäumten stattlichen Rosses oder Maulthieres, sondern, wie sich die Chronik ausdrückt, eines geringen, unansehnlichen Eseleins.

Seine Liebe und Mildthätigkeit gegen Arme hätte nicht größer seyn können. Täglich besuchte er die von ihm errichteten Krankenhäuser, sah nach, ob die Krankenpflege gut bestellt, Alles reinlich, und die Speisen gut bereitet seyen. Er sprach mit jedem Kranken und sagte ihm Worte des Trostes. Wenn er bei Tage durch seine vielen Geschäfte gehindert wurde oder ein Kranker sehr gefährlich danieder lag, ging er noch in später Nacht dahin. Er legte oft selbst Hand an, die Kranken zu verpflegen, zu heben und zu legen. Wenn er unterwegs einen Armen antraf, der mit seinen Lumpen

kaum seine Blöße bedecken konnte, so gab er ihm seinen Mantel und kam oft ohne Mantel nach Hause.

Abt Othmar hatte wegen seiner Wohlthätigkeit, seines untadeligen Wandels, seines frommen Eifers viele Freunde und Verehrer; er hatte aber auch seine Feinde. Besonders haßte ihn der Landvogt Worihn von Thurgau und der Landvogt Rudhardt von Schwaben. Sie liebten die Finsterniß mehr als das Licht; Othmars Lehre und Beispiel, wodurch ihre sündige Lebensweise bestraft wurde, war ihnen zuwider. Auch bemerkten sie mit Neid, daß unter seiner Verwaltung das Kloster in immer größern Wohlstand kam, und die wohlgebauten Felder immer reichlichere Früchte trugen. Sie suchten diesen Ertrag zu schmälern oder dem Stifte die Güter ganz zu entreißen. Othmar meldete dieses dem Könige. Sie erhielten einen scharfen Verweis und den strengsten Befehl, das Stift nicht weiter zu beunruhigen.

Darüber wurden sie noch mehr gegen Othmar aufgebracht. Sie achteten diesen Befehl nur wenig und versuchten auf eine andere Art den frommen Mann zu verderben. Als er einmal sich auf einer Reise befand und wie sie meinten, sich zu dem Könige begeben wollte, ließen sie ihn plötzlich gefangen nehmen. Sie stellten ihn vor eine gerichtliche Versammlung, bei der sie den Vorsitz hatten,

und bei der unter andern Richtern sich auch einige Geistliche befanden. Lambert, ein Mönch des Klosters, von den Richtern bestochen, trat auf, bezeugte eidlich, Abt Othmar habe eine Weibsperson verführt und zu Fall gebracht. Othmar legte die Hand auf die Brust, blickte zum Himmel auf, und sprach: „Ich bekenne, daß ich in meinem Leben viel gesündigt habe; aber dieses Lasters habe ich mich nie schuldig gemacht; das bezeuge ich vor Gott.“ Weiters sagte er, sich seiner Unschuld bewußt, kein Wort.

Othmar wurde verurtheilt, der Würde eines Abtes entsetzt, und als Gefangener in das Schloß Bodman abgeführt. Er wurde in einen furchtbaren Kerker geworfen, wohin weder Sonne noch Mond schien. Man reichte ihm nur wenige oder gar keine Lebensmittel, damit er da verschmachten müsse. Allein ein ihm treu ergebener Mönch des Klosters, Namens Patgotz, der von Othmars Unschuld überzeugt war, fand Mittel und Wege, heimlich zu Nacht, ihm Speis und Trank zu reichen. Goßbert, ein reicher Mann, wußte ihn aus dem Gefängnisse zu befreien, verbarg ihn auf einer Insel des Rheins, nahe bei Stein, nunmehr einer nicht unbedeutenden Stadt. Gosbert sorgte dafür, daß ihm nichts Röthiges abging und er sehr milde und freundlich behandelt wurde. Othmar sah die Verfolgung und Schmach, die ihn betroffen hatte,

als eine Schickung Gottes, als eine Prüfung an, und ergab sich willig in den Willen Gottes. Von allen Geschäften und dem Überlaufe vieler Menschen befreit, widmete er seine Lebenstage ganz Gott und lebte hier selig in Gott. Nach zwei Jahren starb er auf dieser Insel, den 16. November 761, an welchem Tage die Kirche sein Andenken feiert.

Von dem alten Schlosse Bodman oder Boden, von dem der ganze Bodensee den Namen erhielt, sieht man noch die Ruinen. Man zeigt da noch ein kleines unterirdisches Gewölb', in dem in lateinischer Sprache die Worte in Stein eingehauen sind: Überreste von dem Gefängnisse des heiligen Othmars.

Lambert, der ruchlose Mönch wurde bald nach Othmars Tod von einem heftigen Fieber ergriffen. Er überstand zwar diese Krankheit, mußte aber von nun an so gekrümmt und mit zur Erde gebeugtem Haupte einhergehen, daß er den Himmel gar nicht mehr sehen konnte. Er selbst erkannte diese Krankheit als eine Strafe Gottes. „Ich bin nicht mehr werth zum Himmel aufzublicken," sprach er öfter; „denn ich habe den seligen Abt Othmar fälschlich angeklagt!"

Wie Othmar nach dem heiligen Gallus der würdigste Abt, so war Notker, einer der denkwürdigsten Ordensgeistlichen von Sankt Gallen.

Notker wurde auf dem Schlosse Elk, in der Schweiz und der Grafschaft Kyburg geboren. Seine frommen Aeltern, von hohem Adel und sogar mit dem damaligen Kaiserhause verwandt, übergaben ihn als einen zarten Knaben dem Abte Grimoald und den zwei berühmten Lehrern und Ordensgeistlichen Marzell und Ison von Sankt Gallen zur Erziehung. Notker zeigte einen durchdringenden Verstand und ein für Alles Gute empfängliches Herz. Er wurde ein sehr frommer und kenntnißreicher Jüngling. Gar oft begab er sich in den Erholungsstunden, während seine Mitschüler sich fröhlichen Spielen überließen, in die einsame Kirche, um da zu beten und zu lesen. Er machte sich außer der lateinischen auch die griechische Sprache zu eigen. Man sah ihn fast nie ohne Buch; am liebsten aber las er die Psalmen, die er in der Folge in die Deutsche Sprache übersetzte.

Wir haben bisher aus dieser Geschichte ersehen können, daß die Klöster damals Wohnstätten der Religion und Wissenschaft waren; in den Klöstern wurde aber auch die Musik, als eine heilige Kunst zur Verherrlichung Gottes und dem Heile der Menschen eingeführt und sorgfältig gepflegt. Daraus machte sich vorzüglich Notker ein Geschäft, und in der Musik ward er von keinem übertroffen; davon zeigten nach Jahrhunderten noch die von ihm verfaßten, schönen lieblichen Melodien der

geistlichen Gesänge, die nach Anordnung des Pabstes Nikolaus I. in allen Kirchen vor der Predigt und unter dem Hochamte gesungen wurden.

Notker, der alle weltlichen Güter und Ehren für nichts achtete, und sich ganz dem geistlichen Stande widmete und das Ordenskleid nahm, wurde als frommer Priester, allgemein geachtet. Unter Anderem hatte er den lobenswerthen Gebrauch: Wann ihm Geschäfte auswärts des Klosters, aufgetragen wurden, kniete er allzeit, bevor er ausging, vor dem Altare nieder, empfahl sich Gott und betete, Gott wolle ihm verleihen, keinen Fehler zu begehen, und unbefleckt von den Gefahren der Welt wieder zurück zu kehren.

Eben so sehr wurde er wegen seiner Gelehrsamkeit bewundert. Viele angesehene Männer, die der Kirche und dem Staate große Dienste leisteten, bezeugten, daß sie den ersten und besten Unterricht ihm zu danken hatten. Er war aber nicht blos ein Gelehrter, sondern ein wahrer Weise, und bewährte in Allem eine tiefe Einsicht und richtige Beurtheilungskraft. Wann Kaiser Karl III. der Dicke genannt, auf dem Schlosse Bodman Hof hielt, kam er öfters nach Sankt Gallen, unterredete sich Stunden lang mit Notker, und fand dessen Aussprüche so vortrefflich und heilsam, daß er ihn zum kaiserlichen geheimen Rathe ernannte. Es läßt sich denken, daß Notkers weise

Rathschläge, so wie seine Übersetzung der Psalmen und seine christlichen Gesänge, zu Beförderung der christlichen Religion in Deutschland sehr vieles beitrugen.

Notker hatte noch besonders die Gabe, bei den geringsten Anlässen etwas Treffendes zu sagen. Einsmals zum Beispiele, da er eben im Garten beschäftigt war, Unkraut auszujäten und nützliche Kräuter zu pflanzen, kam ein Bote des Kaisers mit einem Briefe zu ihm. Der Bote wunderte sich, daß der gelehrte Mann sich mit solcher gemeinen Arbeit abgebe; er meinte, sie schicke sich nicht für ihn. Allein Notker sprach zu ihm: „Sage dem Kaiser, was du mich thun sahest, soll er auch thun.“ Der Bote verstand diese Worte nicht und sie kamen ihm seltsam vor; indeß meldete er sie. Der Kaiser aber verstand gar wohl, Notker wolle damit sagen: Ein Regent solle ein Gärtner höherer Art seyn, und nicht nur die Laster ausrotten, sondern auch Tugenden pflanzen. Er vernahm Notkers Bemerkung lächelnd und mit Wohlgefallen, und ließ sie wohl auch nicht vergebens sich gesagt seyn.

Als Kaiser Karl wieder einmal nach Sankt Gallen kam, brachte er in seinem Gefolge einen Hofkaplan mit, der ein stolzer und hochmüthiger Mann war. Dieser Kaplan konnte an dem gepriesenen Notker gar nichts Vorzügliches finden,

zumal Notker im Sprechen mit der Zunge anstieß und stammelte, weßhalb er auch, nach damaliger Sitte, Notker der Stammler genannt wurde. Dieser Kaplan, der mit einigen Hofherren durch die Kirche ging, und mit ihnen von den Weltbegebenheiten redete, deren Ausgang sehr ungewiß war, sprach zu Notker, der in einem der letzten Stühle saß und in den Psalmen las: „Nun, du weiser Mann, weissage mir einmal, was Gott thun werde?" Notker antwortete auf die spöttische Frage: „Gott wird thun, was Er immer gethan hat. Er wird die Hochmüthigen demüthigen und die Demüthigen erhöhen. So wird Er es auch mit dir machen." Der Kaplan lachte und ging. Als er aber im Gefolge des Kaisers wegritt, und noch nicht weit von dem Kloster entfernt war, stürzte sein Pferd mit ihm, und er brach ein Bein. Die Klostergeistlichen eilten herbei, und brachten ihn in das Kloster zurück. Er wurde von ihnen auf das sorgfältigste verpflegt. Aber der abgebrochene Fuß wollte nicht besser werden. Die Brüder, die wohl wußten, daß er den Vater Notker verachtet und verspottet hatte, ermahnten ihn, den frommen Mann rufen zu lassen, damit er über ihn bete. Allein davon wollte der noch immer stolze Herr nichts wissen. Einmal in der Nacht aber, da seine Schmerzen ganz unerträglich geworden, rief er: „Bittet den Vater Notker, daß

er zu mir komme." Notker kam augenblicklich. „Frommer Vater," sprach der Kaplan zu ihm, „verzeih mir! Ich habe gegen Gott und gegen dich gesündigt. Bete über mich, so hoffe ich gesund zu werden." Notker betete für ihn, und von Stund an wurde es besser mit dem Kranken; er wurde vollkommen wieder hergestellt — und von nun an ein sehr bescheidener, demüthiger Mann.

Was diese Begebenheit lehrt, pflegte Notker allen Kranken zu sagen, nemlich: sie sollen doch nicht meinen, ihre Krankheit komme von ungefähr, sondern sie sollen glauben, Gott habe sie ihnen zu ihrer Besserung und zu ihrem Heile zugeschickt.

Notker erreichte ein sehr hohes Alter; allein der große Gelehrte entschlug sich in seinen alten Tagen aller menschlichen Wissenschaften, und beschäftigte sich einzig mit Beten und himmlischen Betrachtungen. Wegen hohen Alters wurde er blind, und da widerfuhr ihm die Ehre, daß Kaiser Otto I., der nach Sankt Gallen gekommen, ihn an der Hand leitete. Notker wußte diese hohe irdische Ehre wohl zu schätzen, blieb aber immer nur auf das himmlische bedacht. Er starb im Jahre 912, den 6. April. Man erzählt, daß bei seinem Grabe viele Wunder geschehen, und viele Kranke, die da beteten, durch seine Fürbitte wunderbar gesund geworden. Pabst Julius II. zählte ihn den Heiligen bei.

Manchen Leser dürfte es bedünken, daß in diesen Geschichten gar zu viel von Abteien und Klöstern vorkomme. Allein die Klöster waren damals von großer Wichtigkeit. Sie waren die einzigen Bildungsanstalten für Priester und Verkünder der Religion Jesu; außer denselben gab es nirgend in Deutschland ein eigentliches Seminar oder Priesterhaus. Wie sehr jenen frommen Mönchen die Bildung würdiger Seelsorger am Herzen lag, sehen wir daraus, daß sie Othmar, den Pfarrer eines kleinen Dorfes, der aber in seinem Berufe Großes leistete, zu ihrem Abte wählten.

Nur in den Klöstern befanden sich damals gelehrte Schulen; in ganz Deutschland, ja in Europa bestand noch keine einzige Universität. Notker verstand und lehrte, wie wir eben gehört, außer der Lateinischen Sprache die Griechische; auch in der Musik war er ein großer Meister und Lehrmeister. Überdies war er in der Geschichte wohl bewandert und ein trefflicher Lehrer der Staatswissenschaft. Die Söhne von Fürsten und Grafen wurden, wie jetzt auf die Universität, damals nach Sankt Gallen gesendet. Um nur ein Beispiel anzuführen, so hat ein junger Graf von Dillingen und Kyburg seine Erziehung in Sankt Gallen erhalten, und wir verehren und bewundern in ihm den größten Bischof Augsburgs, von dem wir weiterhin reden werden — den heiligen Ulrich.

VII.

Der heilige Emmeran.

Das Licht des Evangeliums war in Bayern schon damals eingedrungen, als noch die alten Römer dieses Land beherrschten. Unter den Römischen Beamten und Soldaten befanden sich nicht wenige, die an Christus glaubten, und diese bemühten sich, auch die biedern Bayer, in deren Mitte sie lebten, der Seligkeit theilhaft zu machen, die sie selbst in dem Glauben an Christus gefunden hatten. Severin, der Apostel Oesterreichs, wird mit Recht auch ein Apostel Bayerns genannt, indem er auch hier Anstalten zu Einführung und Ausbreitung des Christenthums — die Klöster zu Passau und Salzburg — errichtet hatte. Eustasius mit seinem Gefährten Agilus durchwanderte, das Evangelium predigend, Bayern, bis er als Abt in sein Kloster Lüxevil zurück berufen wurde. Garibald, der erste bekannte Herzog von Bayern, war bereits ein Christ; wir müssen dies daraus abnehmen, weil seine Tochter Theodolinde so helle Einsichten in das Wesen der christlichen Religion hatte, daß sie ihren Gemahl Agilulph, König der Longobarden und dessen Unterthanen von den verderblichen Irrthümern, in die

sie verfallen waren, wieder zum wahren Glauben zurückführte.

Zur Zeit, da Herzog Theodo I. Bayern beherrschte, kam der heilige Emmeran auf einer Reise durch dieses Land zu Regensburg an, der damaligen Hauptstadt Bayerns. Er war in Frankreich geboren, von edler Abkunft und hoher, ehrwürdiger Gestalt. Schon von Jugend auf war er von dem innigsten Glauben an Jesus Christus durchdrungen, widmete sich dem geistlichen Stande, und predigte das Evangelium durch Wort und That. Man verglich seine Beredsamkeit einem mächtigen Regen, der auch ausgedorrte Auen wieder grünen und blühen macht; man nannte ihn den Vater der Armen, der Wittwen und Waisen. Da vernahm er, daß in Bononien, dem jetzigen Ungarn, die damaligen Einwohner, die Avaren und Hunnen, noch ganz in der Abgötterei lebten. Er wurde von dem lebhaftesten Verlangen ergriffen, diesen Völkern das Evangelium zu predigen. Auf dieser Reise befand er sich eben jetzt, von dem Oberhaupte der Kirche mit bischöflicher Würde und Vollmacht bekleidet, um den neubekehrten Völkern als Bischof vorzustehen.

Herzog Theodo ließ, sobald er dessen Ankunft vernahm, ihn nach Hof einladen. Theodo wußte diesen Mann zu würdigen, und suchte, väterlich für das Seelenheil seiner Unterthanen besorgt, ihn

für sein Land zu gewinnen. Er erzählte ihm von den Verheerungen, die gegenwärtig der Krieg in Bononien anrichte, und stellte ihm vor, daß es deßhalb für jetzt, nicht nur höchst gefährlich, sondern schlechterdings unmöglich sey, jenen Völkern das Evangelium zu predigen. Er versicherte ihn, daß sich auch in Bayern ein weites Feld zu bearbeiten finde, das eines solchen Mannes höchst bedürftig sey, indem viele Einwohner des Landes sehr unwissend und nur dem Namen nach Christen, viele aber gar noch dem Heidenthume und der Abgötterei ergeben seyen. Emmeran ließ sich bewegen zu bleiben. Unermüdet predigte er in Regensburg und in allen umliegenden Städten, Flecken und Dörfern. Auch war er im Zeitlichen der Wohlthäter aller Dürftigen und Bedrängten, wobei der Herzog ihn großmüthig unterstützte. Nachdem er drei Jahre lang unausgesetzt gearbeitet hatte, fand er es für heilsam und nothwendig, nach Rom zu reisen. Er wollte dort nicht nur die Gräber der heiligen Apostel Petrus und Paulus besuchen, sondern den Vater der Christenheit, den obersten Bischof, über manche wichtige Angelegenheit um Rath fragen. Er bat den Herzog, es zu erlauben; dieser gab ihm, wiewohl ungern, die erbetene Erlaubniß, und Emmeran reiste ab.

Eine Tochter des Herzogs, die Prinzessin Utta, ein leichtfertiges, sinnliches Geschöpf, hatte sich

heimlich mit einem jungen Edelmanne in einen vertrauten Umgang eingelassen und war zu Fall gekommen. Sie befand sich nun in einer schrecklichen Lage, indem sie ihr Vergehen nicht mehr verbergen konnte. Sie war überzeugt, ihr Vater werde ihren, ihr noch immer theuren Verführer, wenn sie ihn offenbare, als einen Hochverräther hinrichten lassen, ja sie selbst stehe in Gefahr, daß ihr Vater, der Herzog, sie in seinem gerechten Zorn mit eigener Hand umbringen könnte. Da kam sie denn in ihrer Verzweiflung auf den unseligen Gedanken — den Bischof Emmeran als Thäter anzugeben. Sie dachte, die unerwartete Abreise Emmerans, die der Herzog nicht gerne sah, auf der aber Emmeran bestand, werde ihrer Lüge einen Anschein von Wahrheit geben; auch könne Emmeran, als abwesend ihr nicht widersprechen, und sich nicht vertheidigen; er habe jedoch, da er sich nunmehr außer dem Gebiete des Herzogs befinde, von dessen Rache nichts mehr zu befürchten. Sie hoffte, ihr geliebter Verführer werde auf diese Art unentdeckt und von aller Strafe frei bleiben, ja ihr selbst werde ihr Vater, der Herzog, um so leichter verzeihen, da sie das, wozu sie ein so ausgezeichneter, allgemein hochverehrter Lehrer und Meister verleitete, unmöglich für so schlimm halten konnte.

Wie bestürzt Theodo, der Vater, über die große

Schmach, die seinem herzoglichen Hause zugefügt worden, gewesen sey, läßt sich denken. Prinz Landbert aber, Uttas Bruder, machte in seiner Wuth mit mehreren Kriegern sich unverzüglich auf, den vermeinten Verbrecher einzuholen. Emmeran war nicht so schnell gereist, als Utta gedacht hatte. Er fand überall zu lehren, zu trösten, und zu helfen. Er befand sich noch in Bayern — zu Helfendorf, betete mit Vitalis und seinen übrigen Reisegefährten noch am späten Abende die priesterlichen Tagzeiten, und hatte, an der Wand der ländlichen Stube ein Kreuz mit Reliquien aufgehängt, und ein kleines Licht angezündet. Landbert stürzte plötzlich und wüthend herein, versetzte mit seinem Stocke dem frommen Bischof einen heftigen Stoß auf die Brust, nannte ihn einen Wolf im Schafspelze, und überhäufte ihn mit den abscheulichsten Schimpfworten. Der Bischof betheuerte seine Unschuld, und bat, die Sache zu untersuchen. Allein Landbert, schäumend vor Wuth, ließ ihn nicht weiter reden. Er befahl seinen Kriegsknechten, ihm Glied für Glied abzuhauen, und ihn so mit langsamen Peinen zu Tode zu martern. Die Kriegsknechte nahmen dem Bischofe die Oberkleider ab, führten ihn in eine Scheuer, streckten ihn auf eine Leiter aus, die dort lag, und banden ihn mit Stricken daran fest. Er aber rief: „O Herr Jesu Christe, der Du Deine Arme am Kreuze ausge-

streckt und mit Deinem Blute uns Menschen erlöst hast! Ich danke Dir, daß ich, nicht wegen des Verbrechens, dessen sie mich fälschlich beschuldigen, sondern aus Liebe zu Dir mein Blut vergießen kann." Zwei der Kriegsmänner erblaßten, als sie ihn so beten hörten, hielten ihn für unschuldig, traten zurück und beteten mit erschüttertem Herzen: „Herr Jesu! Fordere das Blut dieses Mannes nicht von unsern Händen! Denn Du weißt es, daß wir nicht aus eigenem Willen, sondern auf Befehl so handelten!" Die drei übrigen Krieger aber, rohe Heiden, ohne alles Gefühl und Mitleid, hielten seine Schuld für ausgemacht, hauten ihm zuerst die Finger, die Hände und die Arme ab, dann die Zehen und nach und nach die Füße, rissen ihm zuletzt die Augen aus, und sprachen trotzig: „So soll es einem Jeden ergehen, der seine frevelnde Hände nach einer Jungfrau ausstreckt; Jedem, dessen Füsse auf verbotenen Wegen wandeln, und der nur der Begierlichkeit seiner Augen folgt."

Die Jünger und Reisegefährten des heiligen Bischofes hatten den schauerlichen Anblick seiner blutigen Marter nicht ertragen können. Sie waren, lautjammernd und mit erhobenen Händen zum Himmel um Erbarmen flehend, entflohen. Sie kamen erst wieder zurück, als die Mörder sich entfernt hatten. Eine Menge Einwohner des Dorfes drängte

sich herbei. Der heilige Martirer flehte mit schwacher Stimme, nach einem solchen Verluste des Blutes, das aus allen seinen Gliedern wie aus Brunnenröhren hervorgequollen war, um einen Trunk Wasser — konnte sich aber nicht mehr damit erquicken. Er schwieg von nun an, und gab kein Zeichen des Lebens mehr. Seine Jünger luden ihn auf einen Wagen, um ihn in der Kirche zu Aschheim zu begraben, weil sich zu Helfendorf damals keine Kirche befand. Eine große Menge Volkes begleitete unter Gebet und Thränen den Wagen. Unterwegs fing Emmeran noch einmal an zu seufzen. Seine Jünger nahmen ihn von dem harten, unbequemen Bauernwagen herab und legten ihn auf einen grünen Rasen. Hier verschied er. Allen, die umherstanden, war es in diesem Augenblicke, als umleuchte sie ein helles Licht vom Himmel. Der Leichnam wurde unter großem Andrange unzähligen Volkes in der Kirche zu Aichheim beerdigt. Man sagt, viele Kranke und Gebrechliche, die sich vertrauensvoll bei seinem Grabe einfanden, seyen sogleich von ihren Leiden befreit worden.

Die Nachricht von dem blutigen Tode des frommen Bischofes erfüllte das ganze Land weit umher mit Schrecken und Entsetzen. Alle Christen jammerten und wehklagten über den schmerzlichen Tod und den unersetzlichen Verlust eines solchen Mannes;

selbst die Heiden waren entrüstet, daß der Mann, ohne Untersuchung und Urtheilsspruch, so grausam hingerichtet worden. Die Prinzessin Utta aber war ganz außer sich über die schrecklichen Folgen ihrer Lüge; sie bekannte, schmerzlich weinend und die Hände ringend, der Bischof sey ganz und gar unschuldig. Da sie wußte, ihr Verführer Siegebald sey entflohen und bereits in Sicherheit, so nannte sie seinen Namen, der sonst unbekannt geblieben wäre. Der Herzog war über die Schmach seiner Tochter, und die Gräuelthat seines Sohnes höchst bestürzt. Uttas frevelhafte Lüge betrübte ihn noch mehr als ihr vorhergegangener Fehltritt. Allein Utta suchte ihre erstere Lüge durch eine zweite zu entschuldigen. Sie gab vor, Emmeran selbst habe ihr gerathen, ihn als ihren Verführer anzugeben, damit Siegebald unentdeckt und ungestraft bleibe. Viele hielten diese Lüge für wahr, indem sie meinten, in Emmerans Benehmen eine heldenmüthige Großmuth und bis an die äußerste Gränze getriebene christliche Liebe zu finden. Andere stellten sich wohl auch nur, diese neue Lüge zu glauben, um dem herzoglichen Hofe zu schmeicheln, indem so die Prinzessin wegen ihrer falschen Anklage eines Unschuldigen minder strafbar erschien. Die Lüge ward in dem Lande verbreitet; allein kein vernünftiger nachdenkender Mensch konnte sich überzeugen, der heilige Mann habe zu einer Lüge gerathen, die seinen hohen Beruf entehrte. Vielmehr konnte man

nicht zweifeln, da Utta das erste Mal, wie sie selbst bekannte, gelogen habe, so sey auch ihre zweite Aussage nichts weiter als eine Lüge. Der Herzog schickte Utta nach Italien, wie man vermuthet, in ein Kloster, um dort für ihre Sünden zu büßen. Der nagende Wurm ihres Gewissens war ihr eine größere Pein und Qual, als alle Henkersknechte ihr hätten anthun können. Den Prinzen Landbert erklärte der Herzog, aller Schlösser und Landgüter, die derselbe besaß, und der Rechte eines Erbprinzen verlustig, und schickte ihn nach Ungarn, um an dem Kriege gegen die tapfern Völker dieses Landes Theil zu nehmen, wo er auch seinen Tod fand.

Herzog Theodo hielt es für eine heilige Pflicht, die Unschuld des Bischofes feierlich zu erklären. Er befahl, die Gebeine des heiligen Mannes von Aschheim nach Regensburg zu bringen, und sendete deßhalb ein Schiff dahin ab. Er ging mit seinem ganzen Hofstaate der Leiche entgegen, und ließ sie in einer Kapelle begraben, die sich in einem Wäldchen bei Regensburg befand, in der früherhin Emmeran viele Stunden im Gebete zugebracht hatte. Noch nicht damit zufrieden, ließ er hier ein herrliches Kloster erbauen, Sankt Emmeran genannt. In Folge der Zeit vergrößerte Kaiser Arnulph die Stadt, und schloß das Kloster in deren Ringmauern ein. Auch zu Helfendorf und bei Aschheim, wo Emmeran seinen Geist aufgegeben, wurden seinem Andenken zu Ehren Kirchen erbaut.

VIII.
Der heilige Rupert.

So unermüdet der heilige Emmeran drei Jahre lang bemüht war, in Bayern die Religion Jesu Christi einzuführen, so konnte es ihm in dieser kurzen Zeit, und mit seinen wenigen Jüngern doch nur gelingen, einzelne Familien und Gemeinden zum Glauben an Jesus Christus zu bewegen; der größte Theil des ausgedehnten Landes, blieb noch in Unwissenheit und Abgötterei versunken. Seit der schauerlichen Ermordung des guten heiligen Emmeran wagte sich nicht leicht ein fremder Lehrer mehr dahin; es war fast Niemand da, der in die Religion Jesu so viel Einsicht hatte, und die erforderliche Geisteskraft besaß, sie mit Nachdruck und glücklichem Erfolge zu lehren.

Herzog Theodo II. machte es sich zu der größten Angelegenheit, einen Mann in das Land zu bekommen, der so erleuchtet und geistreich wäre, nicht nur den Herzog, die herzogliche Familie und die Hauptstadt Regensburg, in der christlichen Religion zu unterrichten, sondern diese göttliche Lehre in ganz Bayern zu verbreiten. Er war überzeugt, daß er für sein und seines Volkes Heil nichts

Besseres thun könne; denn es war ihm nicht unbekannt geblieben, welche seligen Früchte das Christenthum in andern Ländern gebracht hatte.

Da kam der sich immer weiter ausbreitende Ruhm des Bischofes Rupert zu Worms ihm zu Ohren, und er ordnete Gesandte, die er aus dem ersten Adel auswählte, an ihn ab, und ließ ihn einladen, nach Bayern zu kommen, und dieses biedere, tapfere Volk, das ihm gewiß Gehör geben werde, mit der christlichen Religion Jesu zu erleuchten, und es ihres großen Segens theilhaftig zu machen.

Rupert folgte diesem Rufe nicht sogleich; er vereinigte die Einfalt der Tauben mit der Klugheit der Schlangen. Er schickte vorerst einige Geistliche, auf die er sich verlassen konnte, nach Bayern, wohl zu erforschen, wie es da stehe, damit er dann entscheiden könne, ob es rathsam und heilsam sey, das beantragte große Werk zu unternehmen. Da die abgesendeten Geistlichen ihm günstigen Bericht erstatteten, so begab er sich selbst dahin. Der Herzog und die Großen des Reiches, denen seine Ankunft gemeldet worden, gingen ihm entgegen, und begrüßten ihn mit Ehrfurcht und großer Freude.

Rupert war ein Mann, von ausgezeichneten Geistesgaben, von Gottes Geist erleuchtet, von der Wahrheit der christlichen Religion ganz durchdrungen. Er stammte von den Königen Frank-

reichs ab, hatte aber auf die Herrlichkeit eines königlichen Prinzen Verzicht geleistet, um sich ganz dem Berufe der Apostel zu widmen, und das Evangelium zu predigen. Seine bedeutenden Reichthümer und liegenden Güter vertheilte er unter die Armen. „Denn," sagte er, „von Allem, was wir in dieser Welt besitzen, können wir nur das unser Eigenthum nennen, was wir den Armen schenken. Alles übrige raubt uns der Tod; nur was wir den Armen geben, bleibt uns in der bessern Welt, im Himmel hinterlegt."

Rupert fing seinen apostolischen Beruf in Bayern damit an, daß er dem Herzoge, der herzoglichen Familie, den Großen des Reiches, und der Stadt Regensburg Jesum Christum, den Sohn Gottes predigte. Der Herzog ließ sich von Rupert taufen; denn er hatte sich bisher in der christlichen Religion nicht für genug unterrichtet gehalten, um einen so wichtigen Schritt zu thun; zugleich mit ihm wurde seine Familie getauft; so wie in der Folge die Großen des Reiches und die Einwohner der Stadt. Hierauf durchreiste Rupert das ganze Land, um sich von dem Zustande des Volkes mit eigenen Augen zu überzeugen; überall wo er hinkam, predigte er dem versammelten Volke. Er fand es jedoch für nothwendig, daß ein Bischof einen bestimmten Sitz habe, damit das Volk eines so großen Landes wisse, wohin es sich zu wenden

habe, um von ihm Belehrung, Rath oder Entscheidung zu erhalten. Von einem solchen Orte aus konnte, wann er in seinem apostolischen Berufe im Lande umher reiste, jedes Geschäft sicher an ihn gebracht werden, und auch er so immer inne werden, wie es überall in seinem großen, das ganze Land umfassenden Bisthume stehe. Er erbaute einstweilen eine Kirche nebst einer kleinen Wohnung für sich am Wallersee, wo jetzt Seekirchen steht. Nach einiger Zeit kam er zu der alten, von den Herulern zerstörten Stadt Helfenburg, jetzt Salzburg genannt. Hier fand er die Überreste prächtiger Gebäude aus den Zeiten der alten Römer. Sie waren dicht mit Moos und Gesträuch überwachsen, konnten jedoch theils wieder hergestellt, theils zu einem neuen Baue benützt werden. Diesen Ort hielt er, da Bayern sich damals bis an Italien erstreckte, zu einem Bischofsitze am geeignetsten. Herzog Theodo schenkte ihm den Ort, und eine weite Strecke der umliegenden Gegend mit allen Dörfern, Landgütern, Waldungen, Seen und Bächen. Rupert baute nun zu Salzburg eine schöne Kirche und die erforderlichen Wohnungen für den Bischof und seine Geistlichen. So entstand das jetzt noch bestehende herrliche Erzstift Salzburg.

Zu dieser Zeit war Rupert noch der einzige Bischof in ganz Bayern, auch war ein großer

Mangel an Geistlichen. Es traf hier recht ein, was einst Christus der Herr gesagt hat: „Die Ärndte ist groß; der Arbeiter aber sind wenige." Rupert reiste daher nach Frankreich, um sich dort Gehülfen zu suchen. Er kam mit zwölf vorzüglichen Männern zurück nach Salzburg, unter denen die Priester Cunibald und Gisilar die ausgezeichnetsten waren. Mit diesen seinen Mitarbeitern unternahm er es nun, das ganze bayerische Volk, unter welchem vielen Menschen das Evangelium gar noch nie verkündet worden, zum Glauben an Jesus Christus zu bringen. Er zog daher mit seinen Gehülfen aus, vertheilte sie durch das ganze Land, und er und alle fingen nun an in allen Städten und Flecken zu lehren und zu taufen. An vielen Orten, wo die Einwohner die Lehre Jesu mit großer Freude aufgenommen hatten, erbaute er Kirchen und stellte bei denselben Geistliche an. In Salzburg selbst errichtete er ein großes Kloster, das unter seiner Leitung eine treffliche Schule der christlichen Weisheit und Frömmigkeit wurde — zur Bildung würdiger Geistlichen.

Rupert ließ auch auf einem Berge bei Salzburg ein Kloster für solche christliche Jungfrauen bauen, die sich ganz dem Dienste Gottes widmen wollten. Er hatte aus Frankreich seine Nichte Ehrentraud, eine Tochter seines Bruders oder seiner Schwester, eine überaus fromme, verständige und

sittsame Jungfrau mitgebracht und machte sie zur Vorsteherin dieses Klosters. Ehrentraud und ihre christlichen Mitschwestern nahmen sich ganz vorzüglich armer, verwahrloster Kinder an, und reinigten, kleideten, nährten und unterrichteten sie mit großer Liebe; eben so liebevoll besorgten und verpflegten sie bedürftige Kranke. So erkannte man schon damals, wie wohlthätig solche klösterliche Anstalten für Erziehung der Jugend und die Krankenpflege seyen, und wie sie nur aus dem Gefühle der Religion hervorgehen und segensvoll wirken können.

Herzog Theodo bemerkte mit innigem Wohlgefallen, welchen großen Segen die christliche Religion über sein Land bringe, denn er sah die seligen Früchte des Glaubens an Christus — Demuth, Sanftmuth, Friedfertigkeit, Keuschheit, Barmherzigkeit.

Theodo hatte mit seinen drei Söhnen Theodobert, Theodoald und Grimoald die Regierung des Landes so getheilt, daß es jetzt aus vier Fürstenthümern bestand, die jedoch zusammen nur ein Reich bilden sollten. Als Theodo, der Vater, merkte, das Ende seines Lebens nahe heran, berief er seine Söhne zu sich und ermahnte sie, in der Furcht des Herrn gut und weise zu regieren; dem Theodobert aber, seinem Erstgebornen, in dessen Gebiete Salzburg lag, trug er noch besonders

auf, den Bischof zu ehren, in allen wichtigen Angelegenheiten sich bei ihm Raths zu erholen, und ihn in Allem zu unterstützen, was nur immer zu Beförderung der Religion dienen konnte.

Theodobert befolgte diese Ermahnung getreulich. Sogleich nach dem Tode seines Vaters machte er sich mit den Vornehmsten seines Hofes auf, um dem heiligen Bischofe seine Ehrfurcht zu bezeigen. Er traf ihn nicht zu Salzburg an. Der Bischof befand sich eben in einer fernen waldigen Gegend, wo er unweit eines Dorfes eine Kirche einweihte, und sie dem heiligen Maximilian widmete, der ehemals Bischof zu Lorch gewesen und wegen seines Glaubens an Christus gemartert worden.

Die Gegend, wo Rupert sich eben jetzt befand, hatte damals noch keinen Namen, wurde aber in der Folge Bongau genannt; das Dorf hieß damals Albino. Herzog Theodobert sah, daß der Grund und Boden umher, wiewohl fast noch eine lautere Wildniß und mit alten Eichen und dichtem Gesträuche bedeckt, sich zu einem ebenen, fruchtbaren Getreideland herstellen lasse, und schenkte die ganze Gegend dem ehrwürdigen Bischofe, nach Belieben darüber zu verfügen. Theodobert blieb auch dem Bischofe beständig in Ehrfurcht und Liebe ergeben.

Als Bischof Rupert im Geiste erkannte, er

werde bald diese Welt verlassen müssen, durchreiste er noch einmal sein ganzes großes Bisthum, ermahnte alle Pfarrgemeinden, den Glauben zu bewahren, und durch Liebe und Ausübung christlicher Tugenden zu bewähren. Die von ihm angestellten Geistlichen ermahnte er zur Treue im Lehramte und in Ausspendung der göttlichen Geheimnisse. Als die vierzigtägige Fasten sich nahte, kam Rupert wieder zurück nach Salzburg, und ward bald darauf sehr krank. Am heiligen Ostertage aber, raffte er sich noch einmal auf, hielt das Hochamt, und reichte am Altare sich selbst die letzte Wegzehrung auf die große Reise in die Ewigkeit. Nachdem er in seine Wohnung sich zurück begeben hatte, fühlte er seinen herannahenden Tod. Er berief alle seine Jünger zu sich, ermahnte sie noch einmal zur Gottseligkeit, und ernannte den Vitalis zu seinem Nachfolger im Bisthume. Mit heiterem Angesichte und unter freundlichen frommen Gesprächen, während alle reichliche Thränen vergossen, verschied er selig im Herrn.

Vitalis, sehr wahrscheinlich eben derselbe, der schon mit dem heiligen Emmeran in das Land gekommen war, verwaltete das Bisthum in dem Geiste des seligen Rupert; er war in Allem sein getreues Ebenbild. Wie an Reinheit des Glaubens, so war er auch an Reinheit der Sitten ohne allen Tadel. Man hatte deßhalb nach seinem Tode eine

Lilie auf sein Grab gepflanzt. Es ging die Sage, diese Lilie sey aus seinem Grabe hervorgewachsen, ja sogar durch den harten Grabstein herausgedrungen. Diese Sage belehrt uns wenigstens, reiner Glaube und reiner Lebenswandel seyen einem wahren Christen wesentlich nothwendig und seine schönste Zierde.

IX.
Der heilige Corbinian.

Corbinian, der erste Bischof zu Freysing, war zu Chartres geboren, einer sehr alten ansehnlichen Stadt in Frankreich. Seine Aeltern waren überaus gottesfürchtig, und auch sehr wohlhabend. Schon bevor er zur Welt kam, starb der Vater. Die fromme Mutter, die das hoffnungsvolle Knäblein zärtlich liebte, gab ihm eine sehr christliche Erziehung. Seine ganze Sinnesart machte ihr große Freude. Schon als heranblühender Jüngling las Corbinian am liebsten und mit großer Andacht und Aufmerksamkeit in der heiligen Schrift, und betete täglich die Psalmen. Zu den gewöhnlichen Vergnügungen junger Leute zeigte er keine Lust. Gegen die Armen war er höchst wohlthätig und vertheilte unter sie Alles, was die Mutter ihm schenkte und er als sein Eigenthum betrachten konnte.

Nach dem Tode seiner Mutter begab er sich aufs Land. In der Gegend stand eine Kapelle, die dem heiligen German, ehemaligen Bischof von Paris gewidmet war. Hier erbaute er sich eine Wohnung, um da nach Art der alten Einsiedler in Einsamkeit Gott zu dienen, und ganz für unsere

Bestimmung zum Himmel zu leben. Nur einige Diener seines Hauses behielt er, um sie nicht brodlos zu machen, bei sich; er war aber nicht nur darauf bedacht, ihnen das tägliche Brod zu verschaffen, sondern noch viel mehr, sie mit dem Worte Gottes zu nähren. Sie durften jedoch nicht zu ihm in seine Zelle kommen, als bis er ihnen mit einem Glöcklein ein Zeichen gab, entweder um ihnen vorzulesen und mit ihnen zu beten, oder ihnen sonst einen Auftrag zu geben. Es meldeten sich noch andere gottesfürchtige Männer, die seines Unterrichtes genießen und sich seiner Leitung anvertrauen wollten. Er war zu liebevoll, als daß er sie hätte abweisen können. Aus seiner Zelle entstand so, indem mehrere, ihm Gleichgesinnte sich hier ansiedelten, nach und nach eine Art von Kloster.

Corbinian wurde wegen seines frommen Lebens berühmt. Vornehme und Geringe kamen zu ihm, um Belehrung, Rath und Trost bei ihm zu suchen. Er bekam ansehnliche Geschenke, damit er sie, theils für das neu entstehende Kloster, theils zum Besten der Armen verwende. Allein die vielen Ehrenbezeigungen, mit denen er überhäuft wurde, waren ihm zuwider; die unaufhörlichen Besuche, die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe der ihm übergebenen Gelder und über den Ertrag der ihm geschenkten Grundstücke, zerstreuten ihn zu sehr, und machten ihm zu viel Unruhe. Er sah sich aus

seinem einsamen Leben ganz herausgerissen. Seine Zelle glich, wie er sagte, einem Schifflein, das von den stürmischen Meereswellen hin und her geworfen wird. Er wünschte in Rom, wo möglich zunächst der Kirche des heiligen Petrus, eine einsame Zelle zu finden, übergab die Aufsicht über sein Kloster einem seiner vertrauten Jünger und Freunde, und reiste mit zwei andern über die rauhen Alpengebirge nach Rom.

In Rom angekommen, wurde er auf sein Verlangen dem Pabste vorgestellt. Pabst Constantin unterredete sich lange mit ihm, um seine Gesinnungen zu prüfen, und sprach dann: „Ein solches Licht darf nicht unter den Schäffel verborgen bleiben; es muß auf den Leuchter gestellt werden. Ich werde dich zum Priester weihen, und zum Bischofe für solche Gegenden, die noch keinen Bischof haben.“ Der demüthige Corbinian achtete sich einer solchen Ehre für unwürdig; allein aus Ehrfurcht gegen den Vater der Gläubigen, und aus Gehorsam gegen ihn, dessen Ausspruch er als den Willen Gottes ansah, ergab er sich darein.

Corbinian kehrte als Priester und Bischof zurück in sein Kloster. Er fing an, weit umher, überall, wo sich eine Gelegenheit ergab, zu predigen. Seine Beredsamkeit wurde bewundert; man sagte von ihm: „Seine Worte fließen so sanft und lieblich wie Honig von seinem Munde.“ Viele

Menschen, die sich bisher blos Christen nannten, wurden nun Christen in der That. Corbinians Ruhm verbreitete sich immer weiter. Sogar Pipin, der Großhofmeister des königlichen Hauses, der allvermögende Minister, ließ ihn einladen, zu ihm nach Paris zu kommen.

Corbinian machte sich unverzüglich auf den Weg. Als er sich der Stadt Paris näherte, wurde eben ein Mann herausgeführt, der wegen Diebstahl zum Strange verurtheilt war. Corbinian hatte mit dem unglücklichen Menschen das innigste Mitleid. Er bat die Gerichtsdiener und das Volk, ein wenig zurück zu treten und ermahnte den armen Sünder, ihm zu beichten. Der Mann, Namens Adelbert, faßte zu dem freundlichen, liebreichen Bischofe das größte Zutrauen und bekannte unter heißen Thränen alle seine Sünden. Corbinian überzeugte sich von dessen aufrichtiger Reue, sprach ihn von Sünden los, und bat die Gerichtsdiener mit der Hinrichtung noch zu warten, indem er hoffe für den armen Menschen Begnadigung zu erflehen. Die Gerichtsdiener schienen dazu geneigt. Corbinian eilte nach Paris, warf sich dem Pipin zu Füßen, flehte um Gnade für den reumüthigen Verbrecher, und erhielt sie. Eben so schnell eilte er, von einem Bevollmächtigten Pipins begleitet, zurück zur Richtstätte. Allein die Gerichtsdiener hatten sich nur so gestellt, als

achteten sie auf Corbinians Worte; der Unglückliche war bereits gehängt. Corbinian befahl, ihn augenblicklich herab zu nehmen. Der Mann kam wieder zum Leben. Alles Volk hielt dieses für ein augenscheinliches Wunder. Adelbert aber fiel vor dem heiligen Manne auf die Knie nieder und gelobte ihm zeitlebens zu dienen und unter seiner Leitung ein frommes Leben zu führen. Er hielt sein Wort, und ward von dieser Zeit an ein gottesfürchtiger Mann, der sich nicht mehr das geringste Unrecht zu Schulden kommen ließ.

Corbinian aber wurde nun noch berühmter; der Zudrang von Vornehmen und Geringen, Geistlichen und Weltlichen war ungeheuer groß. Er ward in seinem Gebete und seinen Betrachtungen beständig gestört. Das fiel ihm sehr schwer. Er machte sich daher aufs Neue auf den Weg nach Rom, um den Pabst zu bitten, daß er ihn des aufgetragenen Amtes enthebe, und ihm gestatte, wieder ein einsames Leben führen zu dürfen. Corbinian kam auf seiner Reise nach Bayern. So sehr er es vermied, Aufsehen zu erregen, so machte doch schon seine ehrwürdige Gestalt auf die Leute tiefen Eindruck, und sie bezeugten ihm große Ehrfurcht. Alle erkannten ihn sogleich für einen Geistlichen, und er konnte sich nicht enthalten, dem gutmüthigen aber unwissenden Volke, das Wort Gottes zu verkünden, das auch in vielen Herzen ein gutes Erdreich fand.

Herzog Theodo II, dem die Ankunft des heiligen Mannes zu Ohren gekommen war, ließ ihn zu sich nach Regensburg einladen, empfing ihn mit großer Ehrerbietung, und suchte ihn zu überreden, in Bayern zu bleiben. Da aber Corbinian sich durchaus nicht bewegen ließ, seine vorhabende Reise nach Rom aufzugeben, so versah der Herzog ihn sehr reichlich mit Allem, was zu der weiten Reise nöthig war und entließ ihn sehr gnädig, mit der Bitte über Freysing zu reisen, damit auch seinem Sohne Grimoald die Freude zu Theil werde, den heiligen Bischof zu sehen, und das Wort des Lebens aus dessen Munde zu vernehmen.

Corbinian reiste über Freysing, und Grimoald hatte wirklich eine unbeschreibliche Freude über die Ankunft eines solchen Bischofes, erwies ihm alle erdenkliche Ehre, konnte nicht satt werden, dessen liebliche Worte zu hören, und bat ihn dringend, an seinem Hofe zu bleiben. „Du sollst," sprach er, „wie ein Sohn des Hauses gehalten, ja wie ein Vater geehrt werden." Allein Corbinians Entschluß nach Rom zu reisen, stand unerschütterlich fest. Der Herzog drang ihm reichliche Geschenke auf, ersuchte ihn, von Rom wieder nach Bayern zu kommen und gab ihm eine ansehnliche Begleitung mit bis an die Gränzen der Lombardei. An der Gränze baten seine Begleiter ihn noch um den Segen, und verließen ihn.

Corbinian reiste weiter, kam nach Mailand, und auch Luitbrand, der König der Longobarden, den er besuchte, nahm ihn sehr gütig auf, bat ihn, wenigstens eine Woche bei ihm zu bleiben, befahl dann einem Obersten ihn bis an die römische Gränze zu begleiten, und für Alles, was zur Reise nöthig sey, aufs Beste zu sorgen.

Zu Rom ließ Corbinian bei dem heiligen Vater sich melden, wurde sogleich vorgelassen, fiel vor ihm auf die Knie, und bat ihn um den Segen. Der Pabst Gregor II, Constantins Nachfolger, segnete ihn, hob ihn liebreich auf, und ließ ihn neben sich sitzen. Corbinian erstattete von Allem, was er bisher gethan hatte, getreuen Bericht; meinte aber dabei aufrichtig seinem hohen, wichtigen Amte nicht Genüge leisten zu können. Er bat daher flehentlich, ihn in irgend einem Kloster der Leitung eines Obern zu unterwerfen, oder ihn in irgend einem Walde auch nur eine Klausnerhütte anzuweisen, wo er sein Brod mit der Arbeit seiner Hände verdienen wolle.

Der Pabst versammelte seine Räthe um sich, trug ihnen die Sache vor, und alle stimmten darin überein, Corbinian dürfe den ihm angewiesenen Beruf nicht verlassen. Corbinian wollte sich dem Willen des Pabstes und dessen sämmtlicher Räthe nicht widersetzen und willigte ein. Der Pabst trug ihm aber noch besonders auf, sich nach Bayern zu

begeben, und dort im Weinberge des Herrn zu arbeiten. Dieses that der Pabst vermuthlich deßhalb, weil Herzog Theodo selbst in Rom gewesen war, eine getreue Schilderung seines Landes gemacht, und den heiligen Vater um die Sendung würdiger Geistlicher gebeten hatte.

Nahe an der Gränze von Bayern wurde Corbinian, von Rom zurückkehrend, in dem Städtchen Mays im Tyrol angehalten. Die Bürger ließen ihn durchaus nicht weiter reisen und sagten, in wenigen Tagen würden Abgeordnete des Herzogs Grimoald mit Aufträgen an ihn eintreffen. Corbinian war bereit, abzuwarten, was der Herzog von ihm verlange. Grimoald hatte im Sinne zu Freysing ein eigenes Bisthum zu errichten, und wünschte daher, Corbinian möchte, ohne zuvor andere Städte Bayerns zu besuchen, sich geraden Weges nach Freysing begeben. Die Bürger von Mays schickten, wie ihnen aufgetragen war, unverzüglich einen Eilboten an den Herzog. Die Abgeordnete blieben aber lange aus. Corbinian, dem diese Verzögerung nicht angenehm seyn konnte, besuchte während dieser Zeit öfter, nicht weit von dem Städtchen, eine Kapelle, wo die Gebeine des heiligen Valentin begraben lagen, und betete da mit inniger Andacht. Auch nahm er mit großem Wohlgefallen die gebirgige Landschaft umher in Augenschein. Besonders gefiel ihm ein Plätzchen

zwischen zwei klaren Bächen, das wegen steilen Felsen fast unzugänglich war. Hier in diesem Winkel der Erde, wünschte er sich einst in seinem Alter in die Einsamkeit zurück zu ziehen und da eine kleine Zelle zu bewohnen, von der er auch die Kirche des heiligen Valentin öfters besuchen könnte.

Die Abgeordneten des Herzogs kamen endlich an, begrüßten ihn mit großer Ehrfurcht und Freundlichkeit, und baten dringenst, mit ihnen zum Herzoge nach Freysing zu reisen. Corbinian reiste mit ihnen. Unterwegs erzählten sie ihm, Theodoald, der Bruder des Herzogs Grimoald sey unterdessen gestorben, und Grimoald habe Biltrud, die Wittwe seines Bruders, zu seiner Gemahlin genommen. Darüber war Corbinian sehr bestürzt, weil eine solche Ehe in den Kirchengesetzen verboten ist. Als Corbinian in der Stadt angekommen war, ging er nicht in den herzoglichen Palast, sondern war fest entschloßen, den Herzog, bevor dessen unerlaubte Ehe getrennt sey, nicht mehr von Angesicht zu sehen. Dies ließ Corbinian durch einen vertrauten Kammerherrn dem Herzoge sagen. Herzog Grimoald war darüber höchst betroffen und tief betrübt. Es kam ihn äußerst hart an, seine gegenwärtige Gemahlin Biltrud, die er sehr liebte, zu verstoßen. Aber auch seine Ehrfurcht gegen den heiligen Bischof war so groß, daß er sich nicht entschließen konnte, ihn aufzugeben. In Grimoalds Herzen entstand ein

schwerer Kampf; er wankte zwischen Pflicht und Neigung. Er suchte mit dem Bischofe zu unterhandeln, und ihn zur Nachsicht zu bewegen. Allein der Bischof blieb fest darauf, an Erfüllung der Pflichten, die uns die Religion auflegt, könne man nichts abdingen; Gott fordere unbedingten Gehorsam. Der Bischof ließ den Herzog an Alles, was er ihm öfter gesagt hatte, erinnern, besonders daß wir nur in Befolgung der Gebote Gottes Ruhe und Seligkeit finden und an dem Reiche Gottes Theil haben können; daß aber, wenn wir Gott nicht gehorchen, unser die ewige Verdammniß warte, und der schreckliche Ausspruch am letzten Gerichte: „Weichet von mir ihr Verdammten!"

Der Herzog wurde erschüttert, und faßte den festen Entschluß, seine unerlaubte Verbindung zu trennen, und Biltrud ergab sich darein. Beide gingen zu dem Bischofe, bekannten sich als strafbar, zeigten Reue, und versprachen ihm zu gehorchen. Sie fielen vor dem Bischofe auf die Knie, und baten um die Lossprechung. Der Bischof ertheilte sie ihnen, hob beide auf und sprach von der Seligkeit eines reinen Herzens, das der Sünde entsagt, und nichts wünscht und begehrt, als was dem Willen Gottes gemäß ist.

Der Herzog war von nun an wieder sehr heiter und fröhlich. Er führte vor Allem sein Vorhaben aus, zu Freysing ein Bisthum zu stiften. Er

übergab dem Bischofe die Kirche auf dem Berge zu Freysing, die dort bereits erbaut war, und die dazu gehörenden Wohnungen zu einem Bischofsitze. Auch schenkte er ihm viele der umliegenden Gründe. Corbinians vorzüglichste Sorge war, das neue Bisthum wohl einzurichten; jedoch war er auch darauf bedacht, den Anbau des Bodens mehr empor zu bringen, und pflanzte Reben und Obstbäume, und legte Aecker und Wiesen an, wobei die Armen eine einträgliche Beschäftigung fanden. Auch die Reichen fingen an, ihre liegenden Güter, nach dem Beispiele des Bischofs besser zu benützen.

Corbinian, dem die Gegend von Mays, unweit von Meran in Tyrol, so wohl gefallen hatte, erzählte dem Herzoge davon. Der Herzog reiste, um ihm einen Beweis von Wohlwollen und Hochachtung zu geben, mit ihm dahin und kaufte nicht nur das Plätzchen, wo Corbinian sich eine Zelle gewünscht hatte, sondern auch den Grund und Boden, worauf die Kirche des heiligen Valentin stand, und die angränzenden Weinberge, Gärten, Äcker und Wiesen und einen Theil des waldigen Gebirges. Dieses Alles schenkte er dem Bischofe, zu Vermehrung der Einkünfte des Bisthums.

Der Herzog und der Bischof waren auf dieser Reise noch vertrautere Freunde geworden, lebten von nun an in der vollkommensten Eintracht, und boten alle ihre Kräfte auf, das zeitliche und ewige

Wohl der Unterthanen im Herzogthume zu befördern. Allein Biltrud sah dieses mit geheimen großem Verdruß. Ihre Reue war nur verstellt gewesen; ihr Herz glühte von Haß und Ingrimm gegen den Bischof. Sie hatte, unter allerlei Vorwänden, Freysing noch nicht verlassen, und sann nur darauf, den ihr verhaßten Bischof aus dem Wege zu schaffen, und dann wieder als Gemahlin des Herzogs und als Herzogin auftreten zu können. Sie hatte einen Geheimschreiber, Namens Ninus, einen Menschen ohne Religion, und mit ihr von gleich schlechten Gesinnungen. Diesem gab sie vieles Geld, um einige ihm gleichgesinnte Männer zu miethen, und mit deren Hülfe den Bischof heimlich zu ermorden und die Leiche irgendwo zu vergraben. Es sollte den Anschein haben, als habe der Bischof eine Reise in ein anderes Land vorgenommen. In einer finstern Nacht kam Ninus mit seinen Verschworenen zur bischöflichen Wohnung, befahl ihnen, alle Eingänge zu bewachen, und drang mit einer angezündeten Fackel und blitzendem Schwerte in das Schlafgemach des Bischofs. Allein das Bett war leer. Man sah, daß in dieser Nacht noch Niemand darin geschlafen hatte. Ninus durchsuchte das ganze Haus von oben bis unten. Allein der Bischof war nirgends zu finden. Gottes heilige Vorsicht hatte ihn, eben noch zu rechter Zeit gewarnt. Ehrenbert, der Bruder des Bischofs, war vor wenigen Tagen

angekommen, ihn zu besuchen, und entdeckte den geheimen Mordanschlag. Corbinian entfloh mit Ehrenbert und einigen Geistlichen eilig nach Mays im Tyrol. Er fand hier eine sichere Zufluchtstätte, wo Biltruds Rache ihn nicht erreichen konnte. Denn Mays lag im Gebiete des Königs der Lombardey, der ihm sehr geneigt war.

Der Bischof führte hier seinem Wunsche gemäß, nach vielen anstrengenden Arbeiten, ein ruhiges einsames Leben. Er dachte mit innigem Danke gegen Gottes heilige Vorsehung öfter daran, wie widrig es ihm gewesen, daß er ehemals in Mays auf seiner Reise aufgehalten worden. Allein nun erkannte er, daß Gott damals schon dem armen Flüchtlinge hier eine Wohnung bereitet habe.

Biltrud hatte, wie es scheint, sich wieder in die Neigung des Herzogs eingeschmeichelt und die unerlaubte eheliche Verbindung mit ihm fortgesetzt. Allein das währte nicht lange. Die Franken fielen, man weiß nicht warum, in das Land ein. Herzog Grimoald kam um das Leben. Biltrud wurde aller ihrer Schätze beraubt, und nach Italien abgeführt. Sie hatte nichts mehr, als einen Esel, auf dem sie ritt. Sie starb dort in großer Armuth. Auch Ninus starb eines schmählichen Todes.

Dem Herzoge Grimoald folgte Hugibert, ein Sohn Theodoberts, in der Regierung. Dieser

machte es sich zur ersten Angelegenheit, den Bischof Corbinian wieder ehrenvoll zurück zu berufen. Der Bischof kam zur allgemeinen Freude des ganzen Landes, und verwaltete das Bisthum noch einige Jahre mit großem Segen. Endlich näherte sich der Tag, an dem er von dieser Erde abscheiden sollte. Er wußte ihn im Geiste bestimmt vorher, und schickte seinen Bruder Ehrenbert an den Herzog mit der Bitte, seine Leiche in der Kirche des heiligen Valentin zu Mays begraben zu lassen. Der Herzog ward über die Nachricht von des heiligen Bischofs bevorstehendem Tode herzlich betrübt, und gab seine Einwilligung, die Leiche nach Mays zu bringen.

Am Morgen des Tages, an dem Corbinian, wie ihm wohl bewußt war, sterben sollte, befand er sich noch gesund und wohl; der Tag war ihm ein hohes Freudenfest. Er zog die priesterliche Kleidung an, trat an den Altar, und brachte das heiligste Opfer dar, um sich auf die Reise in die Ewigkeit zu stärken. Nach diesem kehrte er von seinen Geistlichen begleitet zurück in seine Wohnung. Er fühlte sich etwas entkräftet, legte sich auf sein Ruhebett, und verlangte ein wenig Wein. Nachdem er heiter und fröhlichen Angesichtes davon genossen, richtete er sich wieder auf, ermahnte die umstehenden Geistlichen dem Glauben an Jesus Christus treu zu bleiben, bezeichnete Stirne und Brust mit dem

Zeichen des Kreuzes, empfahl seinen Geist in die Hände Gottes, und verschied.

Seine Leiche wurde, seinem Wunsche gemäß, nach Mays abgeführt und in der Kirche des heiligen Valentin begraben. Sein Bruder Ehrenbert, ein sehr würdiger Geistlicher, wurde sein Nachfolger im Bisthume. Aribo, der vierte Bischof von Freysing, der auch Corbinians Leben beschrieben hat, verordnete mit Einstimmung der sämmtlichen Geistlichkeit, daß Corbinians Leichnam wieder nach Freysing gebracht werde. Sie fanden ihn noch unverwest, schön röthlich von Angesicht. In der Frauenkirche zu Freysing wurde er mit großer Feierlichkeit begraben. Der Herzog und eine unzählige Menge Volkes waren dabei zugegen. Man sagt, an dem Grabe des Heiligen seyen viele kranke und gebrechliche Menschen wunderbar geheilt worden.

X.

Der heilige Chilian.

Als die Morgenröthe des Evangeliums bereits mehreren Gegenden Deutschlands, am Rheine und an der Donau, in Schwaben, Bayern und Österreich, aufgegangen war, lag das Innere Deutschlands, noch größten Theils in der alten Nacht des Heidenthumes. Zwar läßt sich nicht zweifeln, daß Klodwig, jener Herzog der Franken, der sich zum Könige von Frankreich erschwungen hatte, und — was noch mehr ist! — ein Christ geworden war, nicht auch etwas gethan haben sollte, sein Vaterland Franken, wo er zu Duisburg noch ein Hoflager hatte, der Wohlthat des Christenthums theilhaft zu machen. Allein davon kamen keine näheren Nachrichten auf unsere Zeiten. Der erste Glaubensbote Frankens, von dem wir wissen, war der heilige Chilian, nebst seinen zwei Gefährten, dem Priester Koloman und dem Diakon Totnan.

Chilian war in Irland geboren, von adeliger Abkunft, und was ihn noch schätzenswerther macht, ausgezeichnet an Adel der Gesinnungen. Seine frommen christlichen Aeltern ließen ihn in irgend einem

der Klöster Irlands, den einzigen Bildungsanstalten jener Zeit, erziehen. Sein ganzes Herz war von inniger Liebe zu Gott und Jesus Christus entzündet. Er hatte keinen andern Wunsch, als allen Freuden und Ehren der Welt zu entsagen, und sein Leben in Gebet und heiliger Betrachtung zuzubringen. Allein da kam ihm der Gedanken: Die vollkommene Liebe Gottes könne ohne thätige Liebe zu den Menschen nicht bestehen. Zwar wurden in dem Kloster ihm wichtige Ämter anvertraut, in denen er seinen Mitbrüdern nützlich seyn konnte. Das war ihm aber nicht genug. Er faßte den Entschluß, sich in die Länder der Heiden zu begeben, um da das Evangelium zu predigen, und so seinen Mitmenschen zum Heile zu gereichen. Zwei seiner Freunde, Koloman und Totnan entschlossen sich, ihn zu begleiten und seine Gehülfen zu werden.

Chilian schiffte mit seinen Gefährten nach Frankreich über, und begab sich von da nach Deutschland, um vorerst inne zu werden, welches deutsche Volk noch am unwissensten und am bedürftigsten sey, in der heilbringenden Lehre des Christenthums unterrichtet zu werden. Er kam nach Franken in die Gegend von Würzburg, und ward tief betrübt, das Volk noch so abergläubisch und ganz in Abgötterei versunken zu finden. Sie beteten noch falsche Götter an, und, als Jagdliebhaber, vorzüglich die eingebildete Göttin der Jagd, die ihnen von

den alten Römern angepriesen worden, die Diana. Chilian war gesonnen, hier das Evangelium zu predigen. Allein er sah wohl ein, daß ihm dazu eine Sendung nothwendig sey, die seinen Lehren Eingang verschaffen und den erforderlichen Nachdruck geben könne. Da noch kein Bischof im Lande, und andere Bischöfe außer ihrem Sprengel nichts zu befehlen hatten, so beschloß er, sich an den obersten Bischof der ganzen Christenheit zu wenden, und machte die weite Reise über die hohen Alpengebirge bis nach Rom.

Conon, der damalige Pabst, ein Greis von hohem Alter und Ehrfurcht gebietendem Aussehen, nahm ihn freundlich auf, unterredete sich mit ihm, und zu seiner großen Freude fand er den Glauben des frommen Mannes bewährt und in Liebe thätig. Er hielt ihn für ein vom Herrn auserwähltes Werkzeug, den heidnischen Völkern das Evangelium zu predigen. Er weihte ihn zum Bischof, damit er in jenen Ländern, über die noch kein Bischof gesetzt war, bischöfliche Rechte ausüben und Priester und Kirchen weihen könne. Den Priester Koloman und den Diakon Totnan ermahnte er, ihrem neuen Bischofe getreue Gehülfen zu seyn, und entließ alle Drei mit den Worten: „Ziehet hin! Fanget euer Werk mit Gott an und vollendet es mit Gott, und euer Lohn im Himmel wird groß seyn. Ewige Freuden warten dort eurer.“

Chilian zog mit seinen Gefährten zurück nach Franken. Anfangs hielten alle Drei sich noch still, und brachten nach Weise der Apostel eine Zeit mit Beten und Betrachten zu; auch übten sie sich in der deutschen Sprache. Chilian brachte es bald dahin, in dieser Sprache sich fertig, ja mit Wohlredenheit auszudrücken, fing nun an zu lehren, und heilte auch viele Kranke und Gebrechliche. Auch an ihm gingen die Worte Jesu in Erfüllung: „Ich werde euch Mund und Weisheit geben, welchen alle eure Widersacher nicht werden widerstehen können." Und die Worte: „Die Werke, die Ich thue, werdet auch ihr thun."

Der Ruhm des Mannes, der so kraftvoll lehrte und solche große Dinge that, verbreitete sich weit umher im Lande und kam auch dem Herzoge zu Ohren. Gosbert, der damalige Herzog der Franken, wollte aus dem Munde des Mannes selbst hören, was an dieser neuen Lehre sey, und ob sie verdiene, daß er sie dem Dienste der Götter vorziehe, an die er und seine Voraltern glaubten. Er ließ Chilian rufen. Dieser kam, und verkündigte ihm den Glauben an den einzig wahren Gott, der Himmel und Erde hervorgebracht und den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen hat; er sprach von dem Abfalle der Menschen von Gott, und wie das Ebenbild Gottes in ihnen entstellt worden und sie in Sünde, Elend und Tod versanken; von der Roth-

wendigkeit eines Erlösers, der allen Menschen in dem Sohne Gottes Jesus Christus erschienen sey, und nach dem Willen des Vaters und unter Mitwirkung des heiligen Geistes, das Ebenbild Gottes in den Menschen wieder herstellen, sie von Sünden und Elend frei machen und ihnen das ewige Leben geben wolle.

Herzog Gosbert, ein Mann von großem Verstande, hörte ihm aufmerksam zu, erstaunte über die Weisheit und Zuversicht des Mannes, wußte nichts dagegen einzuwenden, wollte aber, da ihm diese Lehren noch zu neu und unerhört vorkamen, sich noch nicht entscheiden und sprach: „Ich werde das, was du mir gesagt hast, reiflich überlegen, und dich wieder rufen lassen." Chilian ging hin, dem Volke ferner das Evangelium zu predigen, woran auch der Herzog ihn nicht im Geringsten hinderte. Nach einiger Zeit begab sich der Herzog selbst, öfter in der Stille und dem Dunkel der Nacht zu Chilian, unterredete sich Stundenlang mit ihm, und ließ endlich sich öffentlich taufen. Viele edle Franken folgten seinem Beispiele.

Allein Chilian hatte noch Eins auf dem Herzen, wovon er dem Herzoge Anfangs, bevor dieser von der Wahrheit der christlichen Religion vollkommen überzeugt war, nichts sagen wollte. Der Herzog hatte die Gemahlin seines Bruders zur Ehe genommen, und Chilian sagte ihm nun das Wort,

das einst Johannes der Täufer zu einem Könige gesagt hatte: „Es ist nicht erlaubt, daß du die Frau deines Bruders zur Ehe habest." Gosbert war darüber höchst bestürzt. „Ach," sprach er, „ich habe diese Frau sehr lieb. Ich weiß aber gar wohl die Worte des Herrn, die du mir gesagt hast: „Wer Vater oder Mutter, Weib oder Kinder mehr liebt, als Mich, ist Meiner nicht werth." Du legst mir eine schwere Wahl vor. Allein eben jetzt muß ich für das Wohl meines Landes, das von Feinden überfallen worden, in den Krieg ziehn. Wenn ich zurück kommen werde, wollen wir miteinander überlegen, ob es denn unumgänglich nothwendig sey, mich von dieser Frau scheiden zu lassen." Er zog mit seinen tapfern Franken in Krieg.

Gailana, die bisherige, wiewohl unrechtmäßige Gemahlin des Herzogs, ward sogleich inne, was im Werke sey. Es war ihrem Stolze unerträglich, verstoßen zu werden, und nicht mehr Herzogin zu seyn, sie ward höchst aufgebracht und so wüthend von Zorn, wie eine Löwin, der man ihre Jungen geraubt hat. Sie sann auf nichts, als den Bischof Chilian, und seinen Priester und Diakon heimlich ermorden zu lassen. Sie wußte aber ihr blutiges Vorhaben zur Zeit noch sehr schlau zu verbergen, und stellte sich gegen diejenigen, die Chilians Predigten Gehör gegeben hatten, sehr freundlich und sprach mit großer Achtung von dem heiligen Manne.

Die Herzogin suchte sich zwei Diener ihres Hofstaates aus, leichtfertige Menschen, denen der fremde Bischof, der so streng auf Reinheit der Sitten drang, verhaßt war, und die weder glaubten noch sich taufen ließen; diesen gab sie eine Menge Geld, und machte ihnen den Antrag, Chilian und dessen zwei Gesellen heimlich umzubringen, und die Leichen sogleich zu verscharren, damit man nirgends mehr eine Spur von ihnen vorfinde; auch ihre Kirchenkleider und Bücher seyen bei Seite zu schaffen. Dann müße man aussprengen, daß die herumwandernden Glaubensprediger sich in ein anderes Land begeben haben, um dort zu predigen, was ihre zahlreichen Anhänger nicht unwahrscheinlich finden würden. Die zwei Bedienten versprachen, den Befehl zu vollziehen, und lauerten von nun an auf eine Gelegenheit dazu.

Chilian wußte nichts davon, daß er in Todesgefahr schwebe. In einem Traumgesichte aber wurde ihm sein naher Tod angedeutet. Er sah gegen Morgen, da er halb schlief, halb wachte, einen Mann vor sich stehen, schön und herrlich von Ansehen. Dieser sprach zu ihm: „Freund Chilian, stehe auf! Ich will, deine Arbeiten und Mühseligkeiten auf Erden sollen nun ein Ende nehmen. Nur noch ein Kampf steht dir bevor. Du wirst aber mit mir siegen.“ Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung. Chilian erkannte gar

wohl, dieses sey eine göttliche Heimsuchung, stand auf, berief Koloman und Totnan, erzählte ihnen, was ihm begegnet und sprach: „Brüder, laßt uns wachsam seyn. Der Herr wird bald kommen und an unsere Thüre anklopfen. Hüten wir uns, daß Er uns nicht schlafend finde. Wir wollen unsere Lampen, so lang es Zeit ist, mit Oel füllen; denn wenn es uns daran fehlen sollte, so könnten wir leicht vergebens es zu erhalten suchen, und keines mehr finden.“ Einige andere Brüder hörten diese Worte mit an.

Der fromme Bischof hatte eine geräumige Halle zu einem Betsaale eingerichtet. Hier hielt er Gottesdienst, predigte, taufte, und ließ die Gläubigen zur heiligen Kommunion gehen. Hier betete er auch mit dem Priester Koloman und dem Diakon Totnan, wie sie es in dem Kloster gewohnt waren, zu bestimmten Stunden die Psalmen. Als nun die ehrwürdigen drei Männer wieder einmal gegen Morgen noch im Gebete begriffen und mit Psalmensingen beschäftigt waren, da drangen plötzlich die Mörder mit blitzenden Schwertern herein. „Auf Befehl der Herzogin, riefen die Meuchelmörder, müßt ihr sterben.“ Chilian sprach: „Ach meine Freunde, wozu seyd ihr gekommen! Ihr werdet, wie ich wohl weiß, thun, was euch befohlen ist; wir aber gehen hin in ein besseres Leben. Gott wolle euch und Derjenigen, die euch gesandt hat, verzeihen.“ Alle

drei fielen unter den Schwertstreichen der Mörder. Dieses geschah im Jahre nach Christi Geburt 689.

Die zwei Bösewichte rissen das Pflaster auf, machten in dem Boden eine Grube, warfen die drei Leichen, die Kirchenkleider und Bücher hinein, bedeckten sie mit Erde, und legten die Steine wieder zurecht. Die Herzogin ließ als eine Neuigkeit die Nachricht verbreiten, die fremden Lehrer seyen abgereist. Sie befahl hierauf, da kein Betsaal mehr nöthig sey, den Boden der Halle mit eichenen Balken zu belegen, um einen Pferdestall daraus zu machen. Dieses that sie aus grimmigen Hasse gegen die christliche Religion, und auch damit die Leichen und sohin die begangenen Mordthaten nicht entdeckt würden. Allein die Zeit, oder vielmehr Gottes Fügung brachte alles an den Tag.

Eine edle Frau, Namens Burgunda, eine betagte Wittwe, war durch die Predigten des heiligen Bischofs, sogleich nach dessen Ankunft, zum Glauben an Christus bekehrt worden. Sie hatte, damit sie nicht weit in den Gottesdienst zu gehen habe, zunächst an dem Betsaale ein Zimmer bezogen, in dem sie, wie in einer Klosterzelle, lebte. In jener Nacht, da die Heiligen ermordet worden, wachte und betete sie noch. Sie merkte, daß in dem Betsaale etwas Außerordentliches vorgehe. Der Psalmengesang verstummte plötzlich. Sie vernahm die

Rede des Mörders, und die Worte des Bischofes. Als diese grausamen Männer sich entfernt hatten, ging sie zitternd und bebend hinüber in die offene Halle. Die Mörder hatten alles Blut auf dem Steinpflaster sorgfältig aufgewischt. Allein Burgunda bemerkte noch frische Blutstropfen an den Wänden, trocknete das Blut mit einem weißen Tuche auf, um es als ein Andenken an die Heiligen aufzubewahren. Sie getraute sich aber aus Furcht vor der Herzogin keinem Menschen von dem schauerlichen Geheimnisse etwas zu sagen.

Herzog Gosbert kam aus dem Kriege zurück. Er wunderte sich, daß der Bischof und dessen Geistliche nicht vor ihm erschienen. Er befahl, ihnen seine Ankunft zu melden. Man sagte ihm aber, sie seyen abgereist. Der Herzog rief: „Warum? Wann? Wohin?“ Er schickte Boten aus und ließ überall im Lande und in den benachbarten Ländern nach ihnen forschen. Allein Alles war vergebens; kein Mensch wußte von ihnen. Da stellte er die Herzogin ernstlich zur Rede. Er hatte einen Verdacht auf sie, sie habe die heiligen Männer aus dem Wege geräumt. Sie kam über den Ernst und die scharfen Fragen des Herzogs in Verwirrung und ward bald blaß, bald roth. Allein durch schmeichelhafte Reden und Weiberthränen gelang es ihr dennoch, ihn wieder zu besänftigen. „Ach“ sagte sie unter

Anderm, „ich habe es ja nicht über mich genommen, diese Männer zu hüten. Es fiel mir auch nicht ein, Wächter über sie aufzustellen. Sie wanderten nach ihrem Belieben in dem Lande ungehindert umher, ihren Beruf als Prediger zu erfüllen. Ich weiß nicht, wo sie geblieben" Der zu leichtsinnige Fürst ließ sich von der Heuchlerin und Schmeichlerin bereden, weitere Nachforschungen einzustellen. Die Sache wäre so in Vergessenheit gekommen. Allein das Wort des Herrn ging dennoch in Erfüllung: „Nichts ist verborgen, was nicht offenbar wird, und nichts so geheim, daß es nicht bekannt werden und an den Tag kommen wird."

Einer der Männer, die den heiligen Bischof und seine Gefährten ermordet hatten, wurde von seinem erwachten Gewissen furchtbar geängstigt. Er fing an laut und schrecklich zu schreien: „Chilian, du verfolgst mich hart! Ein Feuer in mir verzehrt mich. Was ich gethan habe, kann ich nicht mehr verbergen. Immer, immer schwebt mir das Schwert vor Augen, das von deinem Blute trieft." So schrie er beständig, auch auf öffentlicher Straße, zerbiß und zerfleischte sich mit seinen eigenen Zähnen und nahm so ein schauerliches Ende. Der andere Mörder, der vernahm, die geheime Mordthat sey nun offenbar, stürzte sich in sein eigenes Schwert, mit dem er die Heiligen getödtet hatte. Die Anstif-

terin der Ermordung der drei heiligen Männer, das ruchlose Weib, das auch an dem schauerlichen Tode ihrer zwei Diener schuld war, gerieth in Verzweiflung. Sie kam ganz von Sinnen und schrie furchtbar aus allen Kräften: „Ach Chilian, wie schrecklich verfolgst du mich! Ach Koloman, du zündest mir ein Feuer an! Ach Totnan, du trägst Holz zu! Laßt ab, laßt ab; ich erkenne euch als Sieger. Ich unterliege der Schmach und dem Entsetzen, die mich überfallen." Ihre Mienen wurden furchtbar verzerrt, und alle ihre Glieder verrenkt. Sie wollte auf die Gasse laufen, ihr Verbrechen selbst auszurufen. Viele Männer konnten sie kaum mit Gewalt zurück halten. Auch sie nahm ein schauerliches Ende.

Etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des heiligen Chilian wurde für Würzburg, wie wir noch hören werden, ein eigenes Bisthum errichtet, und in der Stadt eine Domkirche erbaut. In den Herzen aller Christen regte sich der fromme Wunsch, daß die Gebeine der drei ersten Glaubensverkünder in Würzburg möchten aufgefunden und in der neuen Domkirche begraben werden. Burgunda, jene fromme Frau, hatte noch vor ihrem Tode einigen vertrauten Christen entdeckt, daß diese Heiligen ermordet, und in deren Bethause begraben worden. Die Sage davon hatte sich bis auf diese Zeit erhalten. Man grub nach, und fand die Ge-

beine. Alles Fleisch war zwar zu Staub und Asche geworden; allein die Meßkleider, sogar der Saum und die Franzen daran, auch die heiligen Bücher waren noch unversehrt. Man konnte also nicht zweifeln, es seyen die Gebeine der ersten Verkünder des Evangeliums im Lande. Sie wurden mit großer Feierlichkeit in die Domkirche gebracht und dort begraben. Noch heut zu Tag wird der heilige Chilian als Bisthumspatron in Würzburg hoch verehrt und die katholische Kirche feiert sein Andenken den 8. Juli.



Verzeichniß
der
Heiligengeschichten dieses Bändchens,
und der zu Bearbeitung derselben benützten Schriften.